Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Der

König der Welt

oder

das Geld und seine Macht.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart

von

E. Souvestre.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

XXXV.

Auch der Ruhm kostet Geld. — Bernard's Entschluß. — Er geht nach der Hütte des Maugars. — Ein Schwarzkünstler des Mittelalters in seiner Häuslichkeit. — Wiedersehen alter Bekannten. — Die Befragung. — Bernard und Don Sanchez.

Bernet traf Landrille in der Spinnenden Sau, in dem Gemach, wo wir schon die Brüder von der Passion versammelt gesehen. Jacques Verdureau lag neben einer der Bänke ausgestreckt und schnarchte gewaltig. Der Gascogner, dem die vielen Gesundheiten, deren es bedurft hatte, um den Boten dahin zu bringen, auch ein wenig in den Kopf gestiegen waren, trank allmälig und in kurzen Absätzen seinen Humpen aus, indem er zugleich einen schwermüthigen Blick auf seinen an der Erde liegenden Gegner warf.

Bei Bernard's Eintritt, der wie ein Orkan hereinstürmte, richtete er den Kopf empor.

„Aha!" sagte er, „Cäsar ist schon wieder da —

venit, vidit, vicit! Beim Himmel, Dein Feldzug kommt uns theuer zu stehen und ich habe geglaubt, Meister Gibosus' ganzer Keller würde darauf gehen. Die Gurgel dieses Kerls gleicht dem Ocean, in welchem Alles, selbst in den ungeheuersten Massen, spurlos verschwindet — mare profundum ingens!*) Aber endlich ist er doch besiegt! debellata sities.**) Schau nur her."

„Laß ihn und komm mit mir!" unterbrach ihn Bernard ungeduldig, indem er ihn zugleich bei der Hand faßte, „ich will mit Dir sprechen."

„Sprich, wenn Du kannst," antwortete Landrille; „qui habet aures audiendi audiat***); aber es ist mir lieber, wenn ich Dich hier höre. Ich weiß nicht, warum ich heute Abend so schwach auf den Beinen bin. Sobald ich aufstehen will, wird mir ganz schwindlich. Ich erfreue mich des vollen Gebrauchs meiner geistigen Fähigkeiten nur, wenn ich sitze."

Der junge Mann sah ihn an.

„Ah, in der That," sagte er, „ich fürchte, daß Du mir keinen guten Rath wirst geben können."

„Ich?" rief Argumentabor, „weshalb glaubst Du

*) Das ungeheure tiefe Meer.

**) Der Durst ist besiegt.

***) Wer Ohren hat zu hören, der höre.

das? Tonilru! Ein guter Rath, Du weißt, daß dies gerade meine Stärke ist. Meine Ahnen führten in ihrem Wappen das Schwert des Mars und die Eule der Minerva mit dem Spruche: Manu et consilio*). Jedoch der Krug ist leer und da das Sprechen den Hals austrocknet, so will ich ihn füllen lassen."

Er hatte die Faust erhoben, um auf den Tisch zu schlagen. Bernet erklärte ihm, daß dies nichs helfen würde.

„Nun, dann steige auf das Katheder und entwickele Deine Gründe," sagte der Gascogner, indem er sich zurücklehnte und seine langen Beine auf zwei Bänke legte. Aures tibi intentas teneo**)."

Bernard zeigte auf den zu ihren Füßen liegenden Jacques Verdureau.

„Weißt Du gewiß, daß er uns nicht hören kann?" fragte er.

„Der Bauer!" rief Argumentabor, indem er ein lautes Gelächter aufschlug, „ha! ha! ha! hörst Du ihn denn nicht schnarchen? Per Bacco! der Herzog könnte ihm seine Krone anbieten, so wäre er nicht im Stande, sich dafür zu bedanken. Rede daher ohne Furcht,

---

*) Mit Rath und That.

**) Ich bin ganz Ohr.

amice, es giebt hier nur zwei Ohren, die Dich vernehmen."

Bernard schien immer noch zu zögern.

„Wohlan, laß uns sehen!" hob Landrille wieder an, nachdem er einen Augenblick gewartet; „handelt es sich vielleicht wieder darum, Dir eine verschlossene Thür zu öffnen, oder Dich mit einer Dirne sprechen zu lassen?"

„Nein," sagte der Sohn der Meshaine, der mittlerweile Platz genommen, „ich wollte blos wissen — ob Du jemals einem Turnier beigewohnt hast?"

„Und deswegen thust Du so geheimnißvoll?" rief Argumentabor lachend, „bei meinem Barett, Du bist ein merkwürdig vorsichtiger Mensch!"

„Antworte, hast Du Turniere gesehen?" wiederholte Bernard mit Ungeduld.

„Turniere! Pardieu! weißt Du nicht, daß meine Heimath ihr eigentliches Vaterland ist? Ich habe die großen Kampfspiele von Bordeaux und Toulouse gesehen, wo mehr als fünfhundert Ritter Lanzen brachen."

„Und kennst Du die Regeln, welche dabei gelten?"

„So gut wie die meines Doctrinals."

„Nun, so theile mir sie mit," sagte Bernard, indem er sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stemmte und die Augen auf seinen Freund heftete.

Dieser nahm eine gelehrte Miene an und sagte:

„Vor allen Dingen ernennt man die Kampfrichter, welche beauftragt sind, Alles zu leiten, die Ordnung aufrecht zu erhalten und im Nothfalle dem Kampfe Einhalt zu thun. Dann hängt jeder Ritter seinen Schild in den Schranken auf und Jeder, der mit ihm kämpfen will, schlägt mit seinem Schwerte daran. Jeder aus dem Sattel gehobene Kämpfer muß dem Sieger sein Pferd und seine Waffen als Lösegeld überlassen.“

„Finden denn lauter Einzelkämpfe statt?“

„Bis zum letzten Tage, wo die Ritter, die nicht kampfunfähig gemacht worden, sich in zwei Haufen theilen und einen allgemeinen Kampf beginnen. Derjenige, welcher als bester Kämpfer erkannt wird, empfängt den Preis und wählt unter den dem Schauspiel beiwohnenden edlen Damen die, welcher er den Vorzug giebt und welche man zur Dame der Schönheit ernennt.“

„Also,“ hob Bernard an, dessen Auge zu funkeln begann, „der Sieger kann öffentlich seine Neigung bekannt machen und sich ein gewisses Recht auf die Liebe der Dame erwerben, die er gewählt hat, indem er ihr Prätendent und Ritter wird.“

„Wie Du sagst, Compar.“

„Um mit bei dem Turnier zu kämpfen, welches unser Herr der Herzog veranstaltet —“

„Genügt es, in den Schranken zu erscheinen.“

„Aber muß man nicht erst seinen Adel beweisen und seinen Namen in das Buch des Kampfrichters einschreiben?"

„Dafern man nicht erklärt, man sei durch ein Gelübde daran verhindert."

„Und diese Erklärung wird angenommen?"

„Das ist Regel."

Bernard sprang mit einem lauten Schrei in die Höhe und schlug auf den Tisch.

„Dann gehe ich hin!" rief er mit flammenden Augen.

„Zum Turnier?" wiederholte Argumentabor, indem er betroffen zurückfuhr; „Du willst bei dem Turnier gegen unsere Ritter kämpfen?"

„Glaubst Du denn, es fehle mir an Kraft oder an Muth?" fragte Bernard, dessen Exaltation immer höher zu steigen schien; „habe ich nicht eben so wie diese die Lanze, das Schwert und die Streitaxt schwingen gelernt? Wenn Gott mir beisteht, wer könnte mich verhindern, den Preis zu erringen?

„Wer?" rief der Gascogner, indem er sich auf die Schenkel schlug, „Du fragst noch, wer, povero? Ein Gegner, gegen welchen weder der Muth noch der gute Wille etwas ausrichten."

„Wie so?"

„Der geborne Feind der Gelehrten, wie wir sind, ein Kerl, der aus dem Schlamme hervorgegangen ist, über welchen alle Welt sich beklagt, und dem alle Welt den Hof macht, der die Dummköpfe und Taugenichtse begünstigt und dem Männer von Muth und ehrliche Leute bereitwillig ihr Haus öffnen, der älteste Sohn des Satans, der unüberwindliche und ewige Versucher — das Geld!"

„Was willst Du damit sagen?" fragte Bernard.

„Bei den Hörnern der Hölle! hat Dir denn das Fieber Deinen gesunden Menschenverstand geraubt?" entgegnete Landrille; „vergissest Du, daß man, wenn man zum Turnier gehen will, eine Rüstung und ein Roß haben muß?"

„Ohne Zweifel," sagte der Sohn der Meshaine.

„Und daß man, um sie zu haben, sie kaufen muß?"

„Eben deshalb wende ich mich auch an Dich."

„Weil Du meine runde Börse gesehen hast! Aber, poverino, Alles, was sie enthält, würde kaum zum Ankauf eines Maulthiers hinreichen. Weißt Du wohl, was der Ruhm dieser Turniere kostet? Hier wie anderwärts hat der Reichste alle Vortheile; die Waffen und das Pferd sind die wahren Werkzeuge des Sieges und je theurer man sie bezahlen kann, desto besser sind sie. Versuche doch einmal ein schlecht geschmiedetes Schwert gegen

Mailänder Stahl und eine französische Schindmähre gegen einen deutschen Streithengst! Der Sieg ist nur der Preis des reichen Muthes, und es ist nicht blos die Folge einer eiteln rhetorischen Figur, daß die Ritter den goldenen Sporn tragen."

„Aber giebt es denn kein Mittel, sich die nöthige Summe zu verschaffen?" fragte Bernard mit verzweifelter Angst. „Mein Gott! lieber Freund, Du kennst meine Unwissenheit. Unter den Weiden der Loire erzogen, kenne ich die Welt nicht. Bei Allem, was Du liebst, und bei Allem, was Du geliebt hast! mache, daß ich in den Schranken erscheinen kann und daß ich Aussicht habe, den Sieg zu erringen, und wenn Du mir den Tag darauf den letzten Blutstropfen abverlangst, so werde ich ihn Dir geben und Dir dafür danken."

Landrille schüttelte den Kopf.

„Nescio, armer Mensch!" sagte er in ernsthaftem Tone, „Du versteigst Dich zu hoch! Um Dir zu verschaffen, was Du wünschest, müßte ich in dem Schatze des Satans schöpfen können, wie der Hexenmeister der Steinbrüche."

Bernard zuckte zusammen.

„Glaubst Du, daß er mir mein Verlangen gewähren würde?"

„Vielleicht," antwortete Argumentabor; „aber nur der Teufel könnte sagen, zu welchem Preis!"

„Bei meiner Seele! ich will, daß man es sage!" rief der Sohn der Meshaine, indem er sich rasch erhob und sein Barett ergriff, welches er auf den Tisch geworfen.

„Wo gehst Du hin?" fragte Landrille.

„In die Steinbrüche."

„Zu dieser Stunde?"

„Ist es nicht diese, wo der Maugars, wie man diesen Zauberer nennt, sich zeigt?"

Argumentabor faßte ihn am Arme.

„Bei meinem Haupte! Thue das nicht!" rief er erschrocken.

„Laß mich und gieb mir Deinen Degen," unterbrach ihn Bernard, indem er Landrille's an der Wand hängendes Rapier ergriff.

„Im Namen Christi!" rief der Gascogner, „bedenke, daß Du Dich dort plötzlich dem Erbfeind gegenüber sehen kannst!"

„Er möge kommen, dafern er mir nur bringt, was ich verlange!" antwortete Bernard in wilder Aufregung.

Und ohne auf Argumentabors Ruf zu achten, machte er sich aus seinen Händen los, eilte aus dem Wirthshause hinaus und verschwand in der Nacht.

Er lief durch die öden Straßen, erreichte die Vorstadt und dann das freie Feld. Hier erst versagte ihm der Athem und er fing an langsamer zu gehen.

Vor ihm schlängelte sich ein durch das Gebüsch gebahnter Weg und am Ende desselben zeichnete sich ein kleiner Berg von schwarzen schroffen Umrissen unklar gegen den nebeligen Himmel ab. Dies war der alte Steinbruch. Hier wohnte der Meister der schwarzen Kunst, an welchen sich die Verzweifelten heimlich wendeten.

In jenem Zeitalter der Brutalität und Unwissenheit, wo die rohe Kraft fast überall ungestraft unterdrückte und wo das Recht keinen andern Schutz als in der Unbeweglichkeit fand, wendeten sich alle gierigen Gemüther nach der überirdischen Welt und verlangten von dieser das, was die wirkliche ihnen verweigerte. Unzufrieden mit dem alltäglichen Leben, erwartete Jeder ein Wunder von den unsichtbaren Mächten und verlangte es je nach seiner Kühnheit von Gott oder dem Teufel!

Keiner wagte zu sagen, daß er den Maugars gesehen habe, aber man erzählte sich ganz leise allerhand Wunderdinge von ihm. Alle Reichthümer, deren Quelle man nicht kannte, alle unerklärten Erhebungen, jedes andauernde Glück ward in der Regel seiner Einwirkung zugeschrieben.

Die Hütte des Maugars stand während des Tages

leer und Die, welche ihn sehen wollten, konnten ihn hier nur in der Nacht treffen, obschon sie auch in dieser Beziehung keine Gewißheit hatten. Der seltsame Bewohner der Steinbrüche machte, wie das gemeine Volk behauptete, weite Reisen in unsichtbare Regionen und wenn der Schornstein seiner Hütte aufhörte zu rauchen, so war dies ein sicheres Kennzeichen seiner Abreise.

Bernard, welcher die Sage kannte, fürchtete, gerade während einer solchen Abwesenheit anzukommen; als er sich aber näherte, bemerkte er den Rauch, der in dünnen, bleichen Wölkchen über dem Dache aufstieg.

Die Gewißheit, daß der Maugars da sei, bewog ihn, etwas langsamer zu gehen.

Trotz seines Vorsatzes empfand er eine Unruhe, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Obschon der Ruf, in dem seine Mutter stand, und der Anblick ihrer geheimnißvollen Verrichtungen ihn weniger als Andere abergläubischen Befürchtungen zugängig gemacht hatten, so war er doch weit entfernt, die allgemeinen Ansichten seiner Zeit abgestreift zu haben. Sein Muth war nur die freiwillige Verirrung der Leidenschaft, welche die Gefahr kennt, ohne dabei stehen bleiben zu wollen.

So wie er sich daher dem Hügel näherte, ward sein Athem immer beengter, sein Auge durchforschte aufmerk-

samer die Dunkelheit und das Klopfen seines Herzens ward immer rascher.

Der Hügel, auf welchem die Hütte des Maugars stand, war durch den Schutt aus dem jetzt aufgegebenen Schieferbruche entstanden. Unterhalb öffnete sich der Abgrund, an dessen Seiten terrassenförmig sich über einander erhebende Einschnitte schmale Simse und auf diese Weise einen spiralförmig bis auf den Boden hinabführenden Fußsteig bildeten.

Bernard folgte einen Augenblick dem Rücken des Hügels, gelangte an die Hütte, und ohne sich Zeit zu lassen, weiter mit sich selbst zu Rathe zu gehen, erstickte er so zu sagen das Rieseln, welches alle seine Adern durchschauerte, und pochte an die Thür des Maugars.

Diese wich dem ersten Schlag, öffnete sich und das Auge des jungen Mannes überblickte ungehindert das Innere.

Ein beinahe erlöschendes Feuer verbreitete einen unsicheren flackernden Schein, der ihm einen Ofen, Ambose und eine große Menge seltsam geformter Instrumente zeigte. Glänzende Schlacken lagen auf dem festgeschlagenen Lehmboden umhergestreut, welcher die Stelle der Diele vertrat. Hier und da sah man einige an der Wand befestigte Bruchstücken von Skeletten, irgend einen unbeweglich auf seiner Stange sitzenden Vogel, dessen Augen

in der Dunkelheit funkelten, und einige riesige Schlangen, die eine unbekannte Maschine umringelt hielten.

Bernard schauderte, aber ohne zurückzuweichen und indem er sich bemühete, mit fester Stimme zu sprechen, rief er ganz laut den Maugars.

Sein Ruf hallte in der Einsamkeit der Hütte, ohne ein Echo zu erwecken. Er wiederholte ihn drei Mal und musterte mit forschendem Blicke alle Winkel des unheimlichen Raumes. Der, den er suchte, war augenscheinlich nicht zugegen, indessen bewies das brennende Feuer, daß er wenigstens nicht weit sein konnte.

Bernard ging hinaus, um die äußere Umgebung zu erforschen, machte die Runde um die Hütte und gelangte an den Rand des Schieferbruchs.

Das Wasser des Himmels hatte auf dem Boden des finstern Abgrundes eine Art See gebildet, in welchem sich die Sterne spiegelten und als Bernard sich über den Rand bog, um besser sehen zu können, glaubte er auf diesem Wasserspiegel einen sich bewegenden Schatten zu erkennen.

Die Volkssage behauptete, daß der Maugars sich oft auf den Boden des Steinbruchs zurückzöge, um hier seine geheimnißvollsten Beschwörungen vorzunehmen, weil er hier, wie man ferner behauptete, mit einer ganz besonders wunderbaren Macht begabt war.

Bernard zögerte nicht. Von jenem kecken Wahnsinne fortgerissen, der ihn hierhergetrieben, suchte er einen der Simse, welche an den Wänden des Abgrunds hinliefen und begann demselben vorsichtig zu folgen.

Er legte den ganzen ersten Streifen der Spirale zurück, erreichte den zweiten und dann den dritten, ohne etwas zu bemerken. Eben aber als er endlich auf einen etwas breiteren Vorsprung gelangte, der nur noch wenige Fuß von dem kleinen See entfernt war, blieb er mit einer Geberde des Erschreckens plötzlich stehen.

Ihm gegenüber auf der Seite, wo er einen auf dem Wasser schwebenden Schatten zu bemerken geglaubt, befand sich eine ziemlich geräumige Höhle, in welcher sich zwei verworrene Gestalten bewegten. Er war nur durch einen schmalen Raum von ihnen getrennt und der Widerschein der Sterne gestattete ihm bald, sie besser zu unterscheiden.

Es waren zwei Verlarvte und einer von beiden der Maugars, den Bernard an seiner hohen Mütze und seiner roth und schwarzen Tracht erkannte. Er schien nur mit Mühe die Bitten oder vielmehr die Vorwürfe des Andern zurückzuweisen, dessen Stimme immer lauter ward. Bald unterschied Bernard einige Worte — dann ganze Redesätze.

„Du hast es versprochen,“ wiederholte die Stimme

in drohendem Tone; „bei unserem letzten Besuche bedurfte das große Werk zu seiner Vollendung nur noch einiger Nächte und Du wolltest mir heute das Verwandlungswasser zustellen.“

„Ihr sollt es bekommen! Ihr sollt es bekommen!“ antwortete der Maugars, dessen Stimme dem Sohn der Meshaine vorkam, als ob er sie schon gehört hätte; „habe ich Euch nicht gezeigt, daß ich es erhalten hatte? Habt Ihr nicht unter Euern Augen das Blei sich in Gold verwandeln sehen?“

„Ich habe es gesehen, Sohn des Satans,“ entgegnete der Verlarvte zornig; „ich weiß, daß Du im Stande bist, es mir zu liefern, aber vielleicht willst Du nicht. Nimm Dich in Acht, Maugars! Ich habe Dir zu Deinen Zubereitungen nach und nach Alles hergebracht, was ich noch besaß. Ich habe auf meine Herrschaft Chanteau mehr als tausend Goldthaler geliehen und es ist Zeit, daß ich für meine Opfer oder durch den Tod bezahlt werde. Du sollst mir nicht entgehen, das versichere ich Dir!“

„Glaubt Ihr denn, der Maugars habe von Euren Drohungen etwas zu fürchten?“ sagte der Schwarzkünstler in einem Tone, der der Festigkeit einigermaßen zu ermangeln schien. „Wenn das Werk nicht so schnell vorwärts schreitet, wie ich hoffte, so liegt der Grund

darin, daß sich irgend ein Hinderniß erhoben hat — der Geist der Finsterniß widersteht — er wird ein letztes Opfer haben wollen."

„An Geld?" unterbrach in rauhem Tone der Herr von Chanteau.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Maugars, „aber Ihr sollt es erfahren. Ich habe Euch versprochen, ihn in Eurer Gegenwart zu befragen, sobald der Strahl des Mondes die Mitte des Wassers erreicht haben würde."

„Eben berührt er sie."

„Wohlan, seid Ihr immer noch entschlossen, ihn zu sehen?

„Ich bin es."

„Nun dann macht Euch bereit," entgegnete der Maugars mit einem gewissen Widerstreben. „Zuerst breitet unter Euern Füßen diesen Mantel aus und überschreitet, wenn Euch Euer Leben lieb ist, nicht den Raum, den er bedeckt."

„Da stehe ich."

„Nun gebt mir Euern Dolch und Euer Schwert."

„Kann ich meine Waffen nicht behalten?"

„Unmöglich! unmöglich!" antwortete der Maugars im Tone des Schreckens. „Der, den Ihr anrufen wollt, könnte dieselben nicht sehen, ohne sie zu ergreifen und

uns damit niederzustrecken. Vor allen Dingen sprecht kein Wort, macht keine Geberde und begnügt Euch mit Beantwortung der Fragen, die er an Euch thun wird."

„Ich werde es nicht vergessen," sagte der Sire von Chanteau, dessen Stimme sich doch ein wenig veränderte.

„Rafft Euren ganzen Muth zusammen!" hob der Schwarzkünstler wieder an, dem das Sprechen selbst schwer zu werden schien — „Ihr habt es gewollt; die Stunde ist da — er wird kommen!"

Bei diesen Worten trat er einige Schritte zurück, neigte sich langsam und zeichnete um sich herum einen Kreis, der sogleich von bläulichem Licht strahlte. Dann richtete er sich wieder auf, streckte die Arme nach der finstern Höhle aus und begann rasch eine mit lauten Rufen gemischte wunderliche Beschwörung zu murmeln.

Ein scharfes fernes Pfeifen antwortete ihm — es wiederholte sich in größerer Nähe; Flammen züngelten plötzlich aus dem Dunkel empor und eine röthliche Gestalt erschien unter dem schwarzen Felsen.

Der Sire von Chanteau trat einen Schritt zurück, aber die Hand des Maugars hielt ihn fest.

„Den Mantel! verlaßt nicht den Mantel!" stammelte er, während er mit dem andern Arm die Beschwörungsgeberden fortsetzte.

Ein Pfeifen, noch gellender, als die beiden ersten Male, schien ihm zu antworten und die furchtbare Erscheinung trat aus dem Schatten heraus.

„Wer ruft mich? was will man von mir?“ fragte sie.

„Der Herr weiß es schon!“ antwortete der Maugars, der sich tief verneigend und an allen Gliedern zitternd dastand.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete die rothe Erscheinung, „Du willst, daß der Sire von Chanteau erfahre, was die Vollendung des Verwandlungswassers verhindert, welches Du für ihn bestimmt hast.“

„Das ist wahr.“

„Sag' ihm, daß Du allein die Ursache davon bist.“

„Ich, Herr! und weshalb?“

„Weil Du gefürchtet hast, das von ihm zu verlangen, was die Vollendung des großen Werkes sichern könnte.“

„Und was ist dies?“

„Das Blut eines neugetauften Kindes.“

Der Sire von Chanteau zuckte zusammen. Der Maugars senkte den Kopf.

„Nichts ist Dir verborgen,“ sagte er leiser; ich glaubte, das Hinderniß beschwören zu können.“

„Und Dein Uebermuth ist gestraft worden," antwortete die Erscheinung.

„Ich bekenne es, ich bekenne es! aber giebt es kein Mittel, das Blut zu ersetzen?"

„Es giebt eins."

„Welches in der Macht des Sire von Chanteau steht?"

„Ja."

„Und welches?"

„Wenn er mit diesem schwarzen Rohr seinen Namen unter diesen Pakt schreibt."

„Um diesen Preis wird sein Reichthum wiederhergestellt werden?"

„Um diesen Preis wird das Gold in seinen Koffern sich häufen, wie das Getreide nach der Ernte in den Scheuern."

Der Maugars nahm den Pakt und hielt ihn dem Edelmann hin, welcher zu zögern schien.

„Er fürchtet sich wohl?" fragte die Erscheinung in höhnischem Tone.

Messire de Chanteau ergriff rasch das schwarze Rohr und zeichnete am Fuß des Pergaments die beiden Schwerter mit einer Krone darüber, welche ihm als Wappen dienten.

Kaum aber war er damit fertig, so entriß die rothe

Gestalt, die sich genähert hatte, ihm das Blatt und verschwand mit lautgellendem Gelächter in der Felsenhöhle.

Der Maugars stürzte sich auf seinen Begleiter und zog ihn rasch bis an das äußerste Ende des kleinen See's, als ob er die Rückkehr des soeben entschwundenen furchtbaren Wesens fürchtete.

„Geht, geht," sagte er eilig, „nun stehe ich für das Gelingen."

Der Sire von Chanteau fragte, wann er wiederkommen sollte.

„Beim nächsten Mond," antwortete der Maugars, „aber im Namen Eures Seelenheils, verweilt hier nicht länger."

Und indem er ängstlich hinter sich blickte, führte er den Edelmann an eine Oeffnung, welche die Wand des Steinbruchs spaltete und steil ansteigend auf die Höhe des Hügels führte.

Er blieb hier, bis er ihn die Anhöhe erreichen und nach dem freien Felde hatte hinabgehen sehen. Dann kehrte er um und kam wieder auf den Platz zurück, wo die Beschwörung stattgefunden hatte.

Bernard war allen Stadien dieses seltsamen Auftritts mit einem Gemisch von Neugier und banger Furcht gefolgt. In dem Augenblick, wo die furchtbare Gestalt

des Erbfeindes in dem Schatten erschienen war, hatte er gefühlt, wie sein Haar sich sträubte; dieser Eindruck aber hatte seine schmerzhafte Intensität fast augenblicklich wieder verloren. Als er den furchtbaren Unbekannten dem Sire von Chanteau Reichthum und Macht versprechen hörte, schwoll sein Herz von verwegener Begier, und in der Unterschrift des geheimnißvollen Vertrags sah er nichts als die Eroberung aller Freuden der Erde.

Als er den Maugars nach dem dunkeln Felsen zurückkommen sah, hatte er nur einen Gedanken, nämlich den, ebenso und um jeden Preis Das zu erlangen, was er zu suchen gekommen war.

Er setzte daher entschlossen seinen Weg längs des Vorsprunges weiter fort und gelangte auf denselben Platz, wo die Erscheinung und später der Maugars verschwunden waren.

Das, was ihm von weitem nur eine Höhle zu sein geschienen, war der Eingang einer in das Gestein zum Herausholen des Schiefers gegrabenen hohen Gallerie, deren Wölbung durch von ihrer Rinde entblößte Baumstämme gestützt ward. Im Hintergrunde glänzte ein kleines Licht, vor welchem der Schattenriß des Maugars sichtbar war.

Bernard überschritt entschlossen die Schwelle des

Ganges und näherte sich dem erleuchteten Punkte. Beim Geräusch seiner Tritte drehete sich der Maugars rasch herum, ergriff die kleine eiserne Lampe und hielt sie empor, indem er die Augen mit der Hand beschattete, um besser zu sehen. Bei dieser Bewegung fiel der volle Schein des Lichtes auf das jetzt entlarvte Gesicht und Bernard erkannte den Juden Jakob!

Bei dem Ruf der Ueberraschung, den der junge Mann ausstieß, sah er diesen aufmerksamer an, schien sich seiner Züge ebenfalls zu entsinnen und prallte erschrocken zurück.

Bernard aber war rasch auf ihn zugeeilt und hielt ihn an seinem Gewande fest.

„Suche nicht mir zu entfliehen, Ungläubiger,“ sagte er; „Du mußt mich hören!“

„Was will der vormalige Fährmann der Loire?“ fragte Jakob, dessen Stimme wieder ihren gewohnten demüthigen und furchtsamen Ausdruck angenommen hatte.

„Zuerst sage mir, ob Du wirklich der Maugars bist,“ entgegnete Bernard, indem er seinen erstaunten Blick auf den Juden heftete.

Das schallende Gelächter, welches Bernard schon einmal gehört, hallte hinter dem Juden, der dadurch wieder ermuthigt zu werden schien.

„Da habt Ihr meine Antwort,“ sagte er.

Bernard, der bei dem Gelächter zusammenschrak, schien all seinen Muth zusammenzuraffen.

„Wohlan,“ hob er an, „da Du wirklich der bist, den ich suche, so höre mich!“

Der Jude neigte sich nach einer Spalte des düstern Felsens und Bernard glaubte ein verworrenes Murmeln zu hören.

„Rede,“ sagte Jakob endlich, indem er die Lampe zu seinen Füßen niedersetzte.

Der junge Mann bemühete sich, in ruhigem, gefaßten Tone zu sprechen und trug dem Maugars sein Verlangen vor. Dieser letztere richtete jedoch mehrere Fragen an ihn. Es schien Bernard, als ob das seltsame Murmeln wieder von Zeit zu Zeit begönne und als ob nach jeder dieser Kundgebungen des unsichtbaren Sprechers die Fragen des Juden schärfer und verwirrender würden. Da er sein Geheimniß zu bewahren wünschte, gleichwohl aber dem, den er um Rath fragte, antworten mußte, so sah er sich genöthigt, zwischen Verschwiegenheit und Vertrauen einen Mittelweg einzuschlagen.

Er leugnete nicht, daß seine ehrgeizigen Pläne durch verborgene Liebe angeregt worden, obschon er sich weigerte, den Gegenstand derselben zu nennen. Die ge-

heimnißvolle Stimme ließ sich nochmals ganz leise hören und Jakob warf ihm einen spöttischen Blick zu.

„Also, Du hast den Namen der Dame vergessen, für welche Du Dein Schülermäntelchen unter einem Harnisch verstecken willst?“ fragte er.

„Wenigstens weigere ich mich, sie zu nennen,“ sagte Bernard.

„Und glaubst Du, daß ich dessen bedarf?“ entgegnete der Maugars ironisch; „die, deren Gebetbuch Du als ein Pfand der Hoffnung bewahrst, um deretwillen Du Deine Heimath, Deinen Beruf und Deine Familie verlassen hast, deren Thür Dir bis zu dem Tage verschlossen geblieben, wo es Dir gelungen, sie als Erzengel des Mysteriums zu sehen, heißt Fräulein Yolande von Baugé!“

Vergebens würden wir versuchen, Bernard's Bestürzung zu schildern. Er prallte zwei Schritt zurück und heftete die Augen auf den Maugars, ohne antworten zu können.

„Hältst Du mich nun für gut unterrichtet?“ hob dieser in ironischem Tone wieder an.

„Ich glaube,“ stammelte der Sohn der Meshaine, „daß Du wirklich der Schützling Dessen bist, für den es kein Geheimniß giebt! Aber da dem so ist,“ setzte er nach einer kurzen Pause und mit schneller Entschlossen-

heit hinzu, „so werfe ich mich Dir in die Arme! Nenne Deine Bedingungen; von welcher Art sie auch sein mögen — ich nehme sie an! Nur zu lange schon schmachte ich unter der Bauernjacke und unter dem Schülermantel; Maugars! gieb mir die Rüstung des Ritters und ich werde Dir nichts verweigern. Vergebens habe ich unter den Bahnen der Erde gesucht! dem Armen sind sie alle verschlossen — sein Platz ist ihm auf immer in Knechtschaft und Demüthigung angewiesen. Aber davon mag ich nichts wissen, Maugars; öffne mir die Wege, welche zum Glanz und Genuß führen; gieb mir Alles, was mir Yolanden geben kann, und was Du auch von mir verlangen mögest, ich werde Dir nichts verweigern.“

Der junge Mann streckte die krampfhaft gefalteten Hände nach Jakob aus, dessen Antlitz von Triumph strahlte. Zitternd erwartete er die Antwort des Juden; aber es trat eine längere Pause ein. Die Stimme des unsichtbaren Zeugen hatte wieder begonnen zu murmeln; endlich trat der Maugars dem Sohn der Meshaine einen Schritt näher.

„Deine Wünsche können erfüllt werden,“ sagte er, „dafern Du kühn und treu bist.“

„Was soll ich thun?“ fragte Bernard begierig.

„Morgen mit Tagesanbruch begieb Dich nach dem Brennofen der Pergamentmacher.“

„Ich werde es thun.“

„Dort wirst Du einen jener maurischen Diener finden, welche seit den italienischen Kriegen von mehrern unserer vornehmen Herren gehalten werden.“

„Und woran soll ich ihn erkennen?“

„An seinem mit einem Sardonyx geschmückten Turban.“

„Gut.“

„Er wird, während er an Dir vorübergehet, die Ringe der goldenen Kette zählen, welche er am Halse trägt.“

„Und dann?“

„Dann wirst Du ihm von ferne folgen, da eintreten, wo Du ihn eintreten sehen wirst —“

„Und dann?“

„Dann wirst Du den finden, welcher Dir bieten wird, was Du wünschest. Und das Uebrige wird von Dir selbst abhängen.“

Am andern Morgen bei Tagesanbruch wandelte Bernard vor dem Brennofen der Pergamentmacher auf und ab, in welchem der Brennmeister noch nicht das Feuer angezündet hatte. Einige verspätete Wüstlinge, welche die Nacht hindurch gezecht, schritten dann und

wann einzeln über den öden Platz; die Glocken der Kirchen und Klöster hatten noch nicht die Metten geläutet und man hörte in den verschlossenen stummen Häusern noch weiter nichts, als das Krähen der Hähne, welches hier und da wie eine schmetternde Fanfare durch den Morgennebel hallte.

Der junge Mann, dessen Herz vor fieberhafter Erwartung klopfte, ging mit eiligem Schritt hin und her, sein Blick schweifte forschend nach allen Straßen, welche auf den Platz mündeten und als endlich das Geräusch eines regelmäßigen Trittes sich auf der rechten Seite hören ließ, blieb er stehen.

Ein in das glänzende Costüm der Mauren gekleideter Neger erschien an dem äußersten Ende der Straßen.

Bernard blieb unbeweglich stehen und ließ ihn herankommen. Der Neger näherte sich langsam wie ein Mensch, welcher tief nachsinnt und ohne vor sich hin zu schauen. In dem Augenblick, wo er den Platz erreichte, bemerkte der junge Mann an seinem gelben Turban einen Sardonyx und sah ihn im Vorbeigehen die Ringe seiner goldenen Kette zählen."

Ueberzeugt, daß dies der verheißene Führer sei, zögerte er nicht, ihm zu folgen.

Der Mohr überschritt den Platz nach seiner ganzen Länge und bog dann in ein dunkles Gäßchen, welches

nach den Lustgärten führte, in welchen die Bürger der Stadt in ihren Mußestunden Blumenzucht trieben oder sich an der freien Luft ergötzten. Er sah ihn längs der lebendigen Hecken und Breterzäune hingehen, bis er eine Umfassung von hohen Mauern erreichte, wo er eine kleine Thür öffnete und in derselben verschwand.

Bernard eilte ihm nach, stieß die Thür auf und sah vor sich einen sorgfältig angebauten Garten.

In der Mitte desselben stand ein von Weinstöcken und Flieder fast ganz verdeckter Pavillon. Der Mohr, welcher seinen Weg fortgesetzt, hatte soeben die Schwelle dieses Pavillons erreicht und drehete sich um, als ob er Bernard erwartete, um ihn einzuführen.

Bernard machte die Thür des Gartens hinter sich zu und folgte seinem stummen Führer.

Er durchschritt mit ihm mehrere prachtvoll ausgestattete Zimmer und gelangte endlich in ein mit kostbaren Tapeten von Arras ausgekleidetes Closet, in dessen Mitte ein Mann saß, der sich mit dem Ellbogen auf einen mit Papieren bedeckten Tisch stützte.

Bei dem Geräusch der Eintretenden drehte er sich herum und der vormalige Schiffer konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Kennt Ihr mich noch?“ fragte lächelnd der Fremde,

den wir zu Anfang dieser Geschichte mit seinen Dienern durch Bernard über die Loire setzen sahen.

„Diesmal — diesmal ist es wirklich Meister Matteo,“ sagte Bernard zögernd.

„Und mittelst eines andern Costüms und eines erborgten Bartes wird es, wenn es verlangt wird, sofort Don Sanchez sein!“ setzte der Italiener hinzu.

„Ich hatte also Grund zu glauben, daß ein und derselbe Mann beide Rollen spielte,“ sagte der Sohn der Meshaine.

„Und Ihr hättet errathen können, daß er auch eine dritte spielt,“ entgegnete der Fremde, indem er das satanische Gelächter hören ließ, welches den Abend zuvor Bernard in der Höhle des Maugars erschreckt hatte.

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und schauete den räthselhaften Fremdling an.

„Ihr sehet, daß ich Euch meine Geheimnisse preisgebe, Meister Bernard,“ antwortete dieser in unbefangenem Tone; „diese Verkleidungen waren mir Denen gegenüber, die ich zu meinen Werkzeugen zu machen wünschte, unumgänglich nothwendig. Euch gegenüber aber lasse ich, weil ich einen Bundesgenossen aus Euch zu machen wünsche, diese Masken fallen und sage Euch

einfach, daß ich der Graf von Alizi und Agent des Königs Ladislas von Neapel bin."

Bernard verneigte sich ehrerbietig, der Graf aber forderte ihn mit freundlicher Geberde auf, sich auf die am andern Ende des Tisches stehende Bank niederzulassen.

„Nur keine Umstände," sagte er, „wir haben ernsthafte Dinge zu sprechen; setzt Euch und höret mich."

Bernard gehorchte.

„Ihr wisset," hob Alizi an, „mit welcher Hartnäckigkeit das Haus Anjou dem verstorbenen Karl von Duras den Thron von Neapel streitig gemacht hat und ihn seinem Sohne Ladislas jetzt noch streitig macht. Man beabsichtigt einen abermaligen Feldzug gegen uns; wir sind zum Widerstande gerüstet, aber Italien ist dieser Kriege müde, deren Last es allein tragen muß. Fortwährend zurückgeschlagen, kommen die Angeviner doch stets mit einem neuen Heere wieder; selbst unsere Siege ruiniren und erschöpfen uns. Die Räthe des Königs Ladislas haben daher gemeint, es sei besser, dem Kampfe vorzubeugen, indem man den Herzog Ludwig in seinen eigenen Staaten beschäftigt und ihn zwingt, die Waffen, welche er gegen uns schmiedet, gegen seine Vasallen zu kehren."

„Und deshalb hat wohl auch Don Sanchez Unzu-

friedenheit unter den Schülern ausgestreuet und sie zur Empörung aufgewiegelt?" sagte Bernard.

„Allerdings," entgegnete der Graf, „in solchen Angelegenheiten darf man nichts versäumen, denn der geübteste Kämpfer wird zuweilen durch ein Sandkorn zum Falle gebracht. Eben so habe ich auch begonnen, auf den Adel des Herzogthums einzuwirken! Mit Hülfe der lombardischen Geldwechsler, der Schwarzkünstler und der Juden habe ich schon die Mehrzahl der Edelleute in meiner Gewalt; die einen gehören mir durch ihre Schulden oder ihre Habsucht, die andern durch die Mitschuld an irgend einem Verbrechen oder Frevel."

„Nun begreife ich die Forderung, welche der Maugars an den Sire de Chanteau stellte," bemerkte Bernard.

„Wer hat Dir davon gesagt?" rief Alizi lebhaft.

„Gestern im Steinbruche habe ich alles gehört."

„Dann weißt Du auch, welches meine Waffen sind," entgegnete der Italiener; „noch einige wenige Monate und das Netz ist vollständig. Herzog Ludwig wird von Hindernissen und Gefahren umringt sein und alle Hände voll zu thun haben, um die in seinem eigenen Lande gegen ihn angezettelten Verschwörungen zu bekämpfen.

„Aber können dergleichen Machinationen noch einige Monate verborgen bleiben?" fragte der Sohn der Meshaine.

„Das war es eben!" entgegnete der Graf. „Schon ist mehrfacher Verdacht rege geworden; die Spione des Herzogs in Italien haben ihn benachrichtigt, daß der Graf Alizi von Neapel nach Anjou abgereist ist, und eben deshalb, weil man ihn noch nicht hat zum Vorschein kommen sehen, beunruhigt man sich und läßt es nirgends an der strengsten Wachsamkeit fehlen. Ich kann daher in jedem Augenblick entdeckt werden, wenn Du mir nicht zu Hülfe kommst."

„Ich!" sagte Bernard erstaunt; „worin könnte ich Euch nützlich sein?"

„Indem Du dem Verdacht eine andere Richtung giebst," sagte der Italiener. „Man sucht mich blos, weil ich mich verberge. Sobald der Graf Alizi am Hofe erscheint, kann man seine Schritte beobachten, und wird dann weder an den Kaufmann Matteo, noch an den Schüler Don Sanchez denken! Um meine Schlingen in aller Sicherheit legen zu können, muß daher Jemand meine Stelle vertreten, die Blicke auf sich lenken und die anscheinende Gefahr sein, während die wirkliche Gefahr sich ungestört im Schatten entwickeln kann. Begreifst Du?"

„Ja," sagte Bernard, dessen Herz gewaltig klopfte, „Messire will ein Phantom seiner selbst."

„Ja, aber ein Phantom, welches von dem ganzen Glanze und allen Freuden der Wirklichkeit umgeben sein wird," setzte der Graf hinzu, „einen Vertreter meiner Person, dem Gold mit vollen Händen gespendet wird, dessen Annäherung die edelsten Damen lächelnd willkommen heißen werden, für welchen sich in drei Tagen die Schranken des Turniers öffnen."

„Und dieser Vertreter?" fragte Bernard, bleich vor athemloser Hoffnung.

„Ich habe ihn gewählt — Du wirst er sein!"

Der junge Mann sprang auf.

„Ha! ist das nicht ein bloßes Spiel — eine Probe?" fragte er stammelnd.

„Würde ich Dir das Geheimniß meiner Pläne anvertraut haben, wenn ich Dich täuschen wollte?" antwortete der Graf. „Nein, von unserer ersten Begegnung an hast Du einen günstigen Eindruck auf mich gemacht; ich sah sogleich, daß Du ein muthiges und keckes Herz in der Brust trägst und war nahe daran, Dich schon damals aufzufordern, mir zu folgen; aber es ist so besser. Das, was Du von dem Maugars um den Preis Deines Seelenheils verlangtest, gebe ich Dir ohne Bedingung!

Als Du hier eintratst, warst Du weiter nichts, als der arme unbekannte Schüler Bernard; wenn Du von hier fortgehst, bist Du der Graf von Alizi, Herr von Corno, und Großvasall des Königreichs Neapel."

Der vormalige Schiffer war einige Zeit lang wie betäubt. Die Hand auf den Tisch stützend und die Augen auf den Italiener heftend, konnte er kaum seinen Ohren trauen. Er fürchtete, der Spielball eines bald wieder zerrinnenden Traumes zu sein, der Graf aber ließ ihn in die Wirklichkeit dieser schnellen Verwandlung eintreten, indem er ihm alle Weisungen gab, die er zu der neuen Rolle, welche er spielen sollte, bedurfte.

Niemand am Hofe des Herzogs hatte den Grafen gesehen, und die Züge des Sohns der Meshaine waren in Angers zu Wenigen bekannt, als daß man diesen Tausch hätte bemerken können. Der Italiener verstand übrigens dem jungen Mann gewisse Mittel zur Färbung seines Teints und Haars an die Hand zu geben, welche hinreichend waren, jeden Verdacht abzuwenden.

Was den Mangel an Welterfahrung betraf, der ihn hätte verrathen können, so war derselbe bei einem in ganz andern Gebräuchen als den französischen auferzogenen Fremden durchaus nicht auffällig. Messire Alizi gab ihm überdies alle nöthigen Aufschlüsse über seine Familie und setzte ihn in den Stand, die Fragen der Neugierigen

zu beantworten. Ueberdies stellte er ihm mehrere in Neapel ausgefertigte Creditbriefe zu, welche im Nothfalle dazu dienen konnten, seine Identität zu constatiren.

XXXVI.

Ein Turnier. — Messire de Chanteau. — Der Ritter mit der Mailänder Rüstung. — Sieg des Messire d'Alizi. — Er erkiest Fräulein Yolande zur Königin der Schönheit. — Er ist der beste Kämpfer der drei Tage. — Wiedersehen eines alten Bekannten. — Messire de Chanteau und seine Gläubiger. — Wie man im vierzehnten Jahrhundert eine Besatzung unterhielt. — Landrille wird Capitain.

Das in ganz Anjou und den angrenzenden Ländern verkündete große Kampfspiel hatte eine ungeheure Anzahl Kämpfer herbeigelockt, welche sich die der Gewandtheit und dem Muthe ausgesetzten Preise streitig zu machen kamen. Man hatte einen großen von Schranken umgebenen Kampfplatz abgesteckt, an dessen beiden Enden gezimmerte, für den Adel bestimmte Galerien errichtet waren. Die Damen nahmen hier den ersten Rang ein. In tausendfarbige, kostbare Stoffe gekleidet, bildeten sie gleichsam einen mit Gold, Silber und Edelsteinen durchflochtenen Blumenkranz.

Auf der Galerie, welche sich der, wo der Herzog und sein ganzer Hof Platz genommen, gegenüber befand, zeigte sich der Herr von Baugé, umgeben von seinen Freunden und Vasallen.

Yolande, welche die der Arena am nächsten stehende Bank einnahm, glänzte in der Mitte ihrer Begleiter wie ein Karfunkel unter den Perlen, welche ihm als Rahmen dienen. Sie lenkte aller Augen auf diese Gruppe von Edelleuten und schönen Damen, welche, was Zahl, Glanz und Stolz betraf, selbst dem Hofstaat des Herzogs den Rang streitig machten.

Mittlerweile füllte sich der Kampfplatz mit Rittern auf kräftigen, schön mit Federbüschen geschmückten und gepanzerten Rossen. Sie galoppirten mit aufgeschlagenem Visir an den Galerien vorüber und grüßten die Damen. Jeder hatte seinen Schild an dem Eingange der Schranken aufgehangen, um darnach die Einschreibung in das Turnierbuch bewirken zu lassen, und die Neuankommenden brauchten, um ihre Gegner zu wählen, nur mit ihrer Lanze an einen der Schilde zu schlagen.

Die Kampfrichter nahmen Platz, die Trompeten schmetterten, man machte die Bahn frei und die ersten Kämpfer ritten vor. Sie waren vollständig bewaffnet und von zwei Schildknappen gefolgt, von welchen der eine den Schild trug, um welchen herum der Wahlspruch

geschrieben stand, der andere die stumpfe Lanze und das stumpfe Schwert — sogenannte Glimpfwaffen, die bei diesen Kämpfen allein gestattet waren.

Die Herren von Champchevrier und de la Chenaye rannten zuerst gegen einander, und brachen ihre Lanzen, ohne sich aus dem Sattel zu heben. Dann kamen die Herren von Champagne und Ardenne, die Herren von Avangour und Juigné. Alle entwickelten beinahe gleiche Gewandtheit und verdienten den Beifall der Zuschauer; keiner aber hatte einen entscheidenden Vortheil über seinen Gegner davon getragen, bis der Herr von Chanteau in die Schranken ritt.

Er saß auf einem deutschen, ganz mit Stahl bedeckten Pferde und trug eine massive dunkelfarbige Rüstung, welche sofort Aller Blicke auf sich zog. Sein Name lief von Mund zu Mund, und ringsum ließ sich ein neugieriges Murmeln vernehmen.

Man erzählte Wunder der Tapferkeit von dem Sire de Chanteau, der bei dem Turnier zu Rouen allein die acht besten Ritter der Normandie niedergeworfen hatte und einstimmig für den besten Kämpfer der drei Tage erklärt worden war.

Er ritt zunächst langsam um die ganze Arena herum. Vor den ausgehängten Schilden angelangt, wählte er das des Sire de Tinteniac, eines bretonischen Edelman-

nes von hohem Rufe, und dann mit stolzer Prahlerei, als ob er im Voraus sicher wäre, diesen ersten Gegner zu überwinden, die des Marquis von Molac, eines damals am Hofe des Herzogs anwesenden französischen Ritters, und des Baronet Turner, der sich zu diesem Turnier eingefunden hatte, um dabei den Ruhm der überseeischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten. Eben wollte er auch noch ein viertes berühren, als ihm der Ruf der Kampfrichter Halt gebot.

„Beim heiligen Kreuze, Sir Jehan, was macht Ihr?" rief der eine Kampfrichter herbeilaufend.

„Nun, ich suche mir Arbeit," antwortete Messire de Chanteau mit brutalem Gelächter; „wollt Ihr, daß ich aus allzugroßer Vorsicht keinen Gegner vor meiner Lanze sehe?"

„Entledigt Euch vorerst derer, die Ihr schon gewählt habt," bemerkte der Kampfrichter, „da ist Messire de Tinteniac, welcher heranreitet."

Jehan zuckte die gepanzerten Schultern, schlug das Visir seines Helms herab und ritt auf seinen Platz am andern Ende der Schranke.

Die beiden Ritter sprengten gegen einander und die beiden Lanzen flogen in Splitter, aber die des Sire von Chanteau hatte den bretonischen Edelmann mitten auf die Brust getroffen, so daß er auf die Kruppe seines

Pferds zurückgeworfen ward. Hier schwankte er einen Augenblick lang, ohne das Gleichgewicht wiederfinden zu können, seine Füße verließen die Bügel und er sank endlich in den Sand herab.

Der Marquis von Molac und der Baronet Turner machten noch weniger Glück. Der erstere stürzte unter sein Pferd und der zweite ward auf das Visir getroffen und ohnmächtig fortgetragen.

Diese drei auf einander folgenden Siege waren so vollständig und so rasch gewesen, daß die ganze Menge der Zuschauer ein lautes Beifallsgeschrei erhob. Die Herren schwenkten ihre Baretts, die Damen ihre Schleier und Tücher und die gemeinen Leute ihre Mützen. Was den Sire de Chanteau betraf, so hatte dieser sein Visir in die Höhe geschlagen und lächelte übermüthig, während er langsam an den Schranken und Galerien vorüberritt.

Nach den Turniergesetzen war er nun Meister des Platzes und wer ihn davon vertreiben wollte, mußte ihn seinerseits herausfordern. Die Ritter schienen jedoch keine große Lust zu haben, es auf die Gefahr eines solchen Kampfes ankommen zu lassen und durch eine neue Niederlage den Ruhm des stolzen Siegers noch zu erhöhen. Dieser drehte sich, als er an dem Platze der Kampfrichter angekommen war, herum und als er an

dem Eingange seinen Schild erblickte, dem sich Niemand nähern zu wollen schien, rief er in verächtlichem Tone:

„Ich hatte es Euch wohl gesagt, daß es mir an Arbeit fehlen würde! Beim heiligen Mauritius, Eure Ritter fürchten sich, in dem Sande das Maß ihrer Länge zu nehmen! Trotzdem aber möchte ich meinen Stall und meine Rüstkammer füllen und wünschte daher bei diesem Spiele noch einige gute Rosse und Rüstungen zu gewinnen. Seht nur, wie mein Schildknappe den Schild in die Höhe hebt, auf welchem mein Wahlspruch steht. Man scheint ihn wie einen der Popanze zu betrachten, welche die Bauern in ihre Getreidefelder stecken, um die Vögel hinwegzuscheuchen. Nicht einem einzigen Ritter fällt es ein, sich zu nähern. Bei meiner Seele! Messires; ich glaube, ich kann in mein Zelt zurückreiten und einen Schluck Malvasier trinken!“

„Wartet,“ entgegnete der Richter, der schon einmal gesprochen; „so eben sehe ich einen neuen Kämpfer, der sich die Schranken öffnen läßt! So wahr Gott lebt, dies ist der Italiener, der gestern dem Herzog vorgestellt worden ist!“

„Bei meinem Barte! Wünscht er vielleicht schon heute mit den Lanzen von Anjou Bekanntschaft zu machen?“ fragte Messire Jehan stolz.

„Ja!“ rief der Kampfrichter; „sehet, er hat Euern Schild berührt.“

„Und eben läßt er seine Herausforderung verkünden; höret!“

Eine Trompete schmetterte — ringsum trat Todtenstille ein und die Stimme rief:

„Dir, Messire Jehan de Chanteau, Edelmann der Grafschaft Anjou;

Thut Messire von Alizi, Graf des Königreichs Neapel, kund und zu wissen;

„Daß er Dich auf Glimpfwaffen fordert und mit Hülfe seines Schutzpatrons mit Dir zu Pferde oder zu Fuße mit Lanze und Schwert kämpfen wird.

„Gott sei Allen barmherzig!“

Diese Verkündung rief ein unermeßliches Freudengeschrei hervor, denn sie ließ einen jener wechselvolleren Kämpfe erwarten, welche nur selten die glänzenden, aber ein wenig eintönigen Vorgänge eines Turniers unterbrachen. Um einen solchen Kampf nach den von Messire Jehan schon errungenen Vortheilen zu wagen, mußte der italienische Ritter ein seiner Kräfte ziemlich sicherer Kämpfer sein.

Uebrigens verrieth die ganze Art und Weise der

Herausforderung eine ernste Nebenbuhlerschaft und die Absicht eines hartnäckigen Kampfes.

Messire de Chanteau verstand ihn. Seine Stirn runzelte sich, er warf einen wilden Blick nach dem Eingange der Schranken, wo sein neuer Gegner hielt, ließ aber fast eben so schnell ein verächtliches Gelächter hören.

„Ha! ha! wir werden nun einige Kurzweil haben, ihr Herren," sagte er, indem er seine einen Augenblick lang locker gemachte Rüstung wieder festschnallte. „Der Italiener ist zu höflich, daß er selbst hierherkommt, um sich die Püffe zu holen, die wir ihm sehr gern binnen wenigen Monaten in seinem eigenen Lande verabreicht haben würden, wenn unser gnädigster Herr sein Königreich Neapel wieder in Besitz nehmen wird. Da ihm aber so sehr viel daran liegt zu wissen, wie man in unserem Anjou kämpft, so wird man sich bemühen, ihn zufrieden zu stellen und da er klüglicherweise nur stumpfe Waffen gewählt hat, so wird ihm die Lection hoffentlich nur einige Beulen und blaue Flecken kosten. — Heda, Olivier, bringe mir mein anderes Pferd!"

Während Messire Jehan sein ermüdetes Roß mit einem frischen vertauschte, ritt der neue Kämpfer in die Schranken ein.

Er trug eine reich damascirte und mit eingelegten Arabesken verzierte Mailänder Rüstung. Sein mit

glänzenden Zierrathen geschmückter Helm trug eine Chimäre mit Smaragdaugen, deren Flügel durch den roth und weißen Helmbusch gebildet wurden. Eine mit goldenen Sternen besäete Sammtdecke umhüllte sein spanisches Roß, dessen Augen unter den seidenen Fransen funkelten, welche seine Stirn krönten und welches mit weit geöffneten Nüstern jenes kriegerische Wiehern hören ließ, womit es „Vorwärts!“ zu rufen scheint.

Er ritt wie alle Kämpfer die Galerien entlang, als er aber vor der Tribüne des Sire von Baugé und seiner Tochter anlangte, machte er Halt und verneigte sich. Yolande gewahrte nun auf seinem Helm eine Schleife mit ihren Farben, aber man male sich ihr Erstaunen, als ihre Augen auf dem Schild des jungen Ritters eine Taube gewahrten, welche in ihrem Schnabel einen Streifen hielt, auf welchem sie die Devise las: „Per l'amor date la speranza.“ Kaum vermochte sie einen lauten Schrei der Ueberraschung zu unterdrücken.

„Was ist Dir?“ fragte Gerard.

„Nichts,“ sagte das Fräulein; „ich glaube, daß dieser fremde Ritter sich einer großen Gefahr aussetzt.“

„Das heißt, Du hoffst ihn durch Messire de Chanteau in den Sand legen zu sehen,“ antwortete der Herr von Baugé lächelnd; „ich hätte nicht gedacht, daß Du

so sehr zu Gunsten des Sire Jehan eingenommen wärest."

„Seht Ihr denn nicht, wie jung und schwach der neue Ankömmling im Vergleich zu seinem Gegner zu sein scheint?" wendete Yolande an.

Messire Gerard schüttelte den Kopf.

„Man muß erst sehen," sagte er, „der Italiener führt sein Pferd ganz geschickt und ich für meinen Theil bin nicht ohne Vertrauen auf diesen ein wenig schlanken Körper, Messire Jehan wird, wenn ich mich nicht irre, gehörig zu thun bekommen. Indessen ich hoffe, daß er mit Hülfe der heiligen Jungfrau abermals als Sieger hervorgehen werde. Sieh, sieh, jetzt stellen sie sich; jetzt tönt das Signal! Sie sprengen auf einander los. Bei meinem Seelenheil, sie rasen dahin wie zwei Orkane!"

Der Zusammenstoß war in der That ein fürchterlicher. Die beiden Rosse setzten sich fast auf die Hanken, die Lanzen flogen in Splitter und beide Ritter aus dem Sattel. Beide aber rafften sich gleichzeitig wieder auf und standen mit dem Schwerte bewaffnet einander gegenüber.

Messire de Chanteau griff sichtbar erbittert durch einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte, seinen Gegner mit Wuth und Heftigkeit an. Die Hiebe fielen so rasch

und kräftig wie die des Schmiedes, welcher das Eisen auf dem Ambose knetet, aber stets halb vermieden klirrten sie auf die Rüstung des Grafen von Alizi nieder, ohne ihn niederwerfen zu können. Allmälig aber schien er durch diese Wuth doch ein wenig zum Wanken gebracht zu werden. Obschon weislich geschont, schienen seine Kräfte, die denen seines Gegners offenbar nachstanden, zu ermüden; er wich einige Schritte zurück und parirte matter.

Messire Jehan fühlte, daß der Sieg ihm nun sicher sei. Ein Freudengeschrei ausstoßend, führte er einen so wüthenden letzten Hieb auf den Helm seines Gegners, daß das gesprengte Kinnband den Helm in den Sand rollen ließ und Bernard — denn dieser war es — wie betäubt und mit entblößtem Haupte einige Schritte von der Galerie auf ein Knie niedersank.

Messire Jehan hob vor Freuden außer sich sein wuchtiges Schwert, um den Gegner vollends zu Boden zu schlagen, als sich hinter dem Sohne der Meshaine plötzlich ein lauter Schrei vernehmen ließ. Er erkannte die Stimme und es war ihm, als ob alle Kraft seines ganzen Seins mit einem Male wieder erwachte.

Auf die Seite springend, wich er dem für ihn bestimmten Hiebe aus, traf seinerseits mit verhundertfachter Kraft den Sire de Chanteau, welcher das Gleichgewicht

verloren hatte, warf ihn zu seinen Füßen nieder, kniete ihm auf die Brust und setzte ihm die Spitze des Schwertes an die Kehle.

Die Kampfrichter waren herzugeeilt; man richtete Jehan, der von Wuth und Scham eben so betäubt war, wie durch seinen Fall, vom Boden auf und der Sieg des Grafen von Alizi ward unter Trompetenschall verkündet.

Der erste Preis, in einer goldenen Kette bestehend, ward ihm durch den Herzog selbst eingehändigt.

„Sie gehört Euer, Messire," sagte er gnädig, „und Ihr könnt als der beste Kämpfer des heutigen Tages unter diesen edlen Damen die wählen, welche sie Euch um den Hals hängen soll, wodurch Ihr sie nach Brauch und Herkommen als Eure Dame und Königin der Schönheit proclamirt."

Bernard nahm die goldene Kette und schritt keck und muthig über den Kampfplatz. Wenige Stunden hatten hingereicht, ihn umzugestalten. Diese reichen Kleider, die Ehrerbietung, welche man ihm bezeugte, der Sieg, den er soeben errungen — alles hatte ihn in seinen eigenen Augen höher gehoben, er fühlte sich wie auf einer Wolke getragen. Er schritt mit hochaufgerichtetem Haupte unter Aller Blicken und Beifallsruf entlang, bis er die entgegengesetzte Galerie erreicht hatte. Hier an-

gelangt, ward jedoch sein Schritt langsamer; er ward bleich und wankte. Er erblickte Yolande.

Diese hatte indessen seine Absicht bereits errathen. Erröthend, aber lächelnd und wie verklärt durch das Nahen des Triumphes, warf sie ihm einen so sanften Blick zu, daß er wieder Muth faßte. Er näherte sich der Tribune, auf welcher Fräulein von Baugé saß, ließ sich auf ein Knie nieder und reichte ihr die goldene Kette, ohne ein Wort zu sprechen.

Die ganze versammelte Menge, welche sich vorwärts neigte, um die Wahl des Siegers zu sehen, erhob ein lärmendes Beifallsgeschrei. Sein Schweigen und seine Aufregung, welche man auf Rechnung seiner Bescheidenheit brachte, hatten dieser Wahl in der That etwas Besonderes verliehen und alle Welt interessirte sich für diesen Fremdling, der, nachdem er durch seine Tapferkeit gesiegt, durch seine Schüchternheit einen Beweis von seiner Ehrerbietung gegen die Damen gab.

In dem Augenblicke, wo er sich wieder erhob, setzten ihn tausend Stimmen von dem durch den Sieger errungenen Recht in Kenntniß und Yolande neigte sich, dem gebieterischen Rufe der Menge folgend, anmuthig zu dem jungen Manne herab, dessen Lippen die ihren berührten.

Messire de Baugé bezeugte ihm hierauf seine Zufriedenheit.

„Gottes Kreuz! Messire,“ sagte er, indem er Dem, welchen er für den Grafen von Alizi hielt, einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, „eine solche Bevorzugung des Fräuleins Yolande durch einen Sieger, wie Ihr, verdient, daß man dafür erkenntlich sei und ich hoffe, daß ich es Euch in dem Hause mit dem großen Gitter mit mehr Bequemlichkeit werde sagen können.“

„Die Königin der Schönheit befiehlt an ihrem Hofe und sie allein kann mir die Erlaubniß ertheilen, daselbst zu erscheinen,“ wendete der junge Mann ein, indem er die Augen auf Yolande heftete.

Diese stammelte einige Worte, welche die Einladung ihres Vaters bestätigten. Bernard entgegnete, daß er schon den nächsten Tag erscheinen würde und daß er blos fürchte, die ihm gegebene Erlaubniß zu mißbrauchen und zuletzt lästig zu werden.

Der Ritter von Baugé beruhigte ihn in dieser Beziehung, als die Trompeten von neuem schmetterten und den Wiederbeginn des Turniers verkündeten.

Der Sohn der Meshaine grüßte, schwang sich wieder auf sein Roß und ritt nach dem Zelt, welches jeder Kämpe außerhalb der Schranken für sich hatte aufschlagen lassen.

Es dauerte nicht lange, so erschien ein Schildknappe, um ihm das Roß und die Rüstung des Ritters von Chanteau zu überbringen, welche dem Gebrauche zufolge dem Sieger gehörten. Bernard hatte genug Rittergeschichten gelesen, um zu wissen, was in einem solchen Falle die Tristan und Amadis thaten. Er schickte die Trophäen seines Sieges mit einigen höflichen Redensarten an Messire Jehan zurück, dem er bescheidentlich sagen ließ, er hoffe von ihm dieselbe Courtoisie zu erfahren, wenn bei einem neuen Zusammentreffen das Glück sich gegen ihn kehren sollte.

Diese Großmuth, welche in den Gedichten der Tafelrunde häufiger vorkam, als in der Wirklichkeit, ward sehr bald bekannt und Jeder pries das Lob des ritterlichen Fremdlings. Die Frauen und Fräuleins besonders waren unerschöpflich an bewundernden Redensarten; ihre Augen richteten sich mit einem Gemisch von Neugier und Neid auf Yolanden und das Fräulein von Baugé, deren Schönheit durch ihren Triumph gleichsam verklärt ward, fühlte ihr Herz von einer stolzen Freude erfüllt, welche sie für Liebe hielt.

Die Kampfspiele dauerten unter verschiedenen Abwechselungen bis zum Abend; der Kampf der Herren von Chanteau und Alizi aber hatte die Gemüther in solche Aufregung versetzt, daß sie gegen Alles, was

darauf folgte, gleichgültig blieben. Es war nur noch ein eitles Schauspiel, welchem die Blicke folgten, während die Gedanken anderwärts beschäftigt waren und man fortfuhr, von dem italienischen Ritter zu sprechen.

Als der Abend eingebrochen war, versammelten sich sämmtliche Kämpfer auf Einladung des Herzogs von Anjou zu einem Banket, wo Messire Alizi — mit diesem Namen werden wir von nun an den Sohn der Meshaine bezeichnen — der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Selbst der Sire de Chanteau mußte seinen Groll überwinden und bedankte sich bei ihm, wie sauer es ihm auch werden mochte. Bernard empfing ihn mit einer würdevollen Herzlichkeit, welche aber die stille Wuth des Sire Jehan nur noch mehr anfachte.

Mit dem vormaligen Schiffer war eine wirkliche Verwandlung vorgegangen. Es war, als ob er, indem er die Kleidung und die Vorrechte eines Ritters angenommen, in seinen ihm angeborenen Stand eingetreten wäre. Weit entfernt von der Befangenheit eines Emporkömmlings, nahm er sofort, ohne daran zu denken, die Haltung und Sprache an, welche seiner neuen Stellung geziemte.

Der Herzog zeigte sich gegen ihn ebenso wohlwollend als sein Adel. Er befragte ihn über Italien, deutete auf die zweifelhafte Rolle hin, welche die Alizi bis jetzt in dem Kriege mit Neapel gespielt und ließ einigen Arg-

wohn in Bezug auf die Beweggründe der Reise durchblicken, welche der junge Ritter in das Herzogthum Anjou unternommen.

Bernard antwortete auf alles dies mit ebenso viel Entschiedenheit als Freimuth. In Bezug auf den Zwist der beiden Prätendenten zeigte er sich so gleichgültig und nur auf sein persönliches Vergnügen bedacht, daß der Herzog, als er ihn wieder verließ, höchlich erstaunt war, daß ein so junger Mann schon ein so großer Politiker sein könne, und um so mehr die geheimen Intriguen fürchtete, die allem Vermuthen nach in dem Herzogthum durch ihn angezettelt wurden. Er beschloß demzufolge dieselbe Verstellung zu gebrauchen und den Italiener fortwährend freundlich zu empfangen, während er alle seine Schritte überwachen ließe und ihn mit so viel Spionen umgäbe, daß er kein Complott anzetteln könne, ohne daß man am Hofe sofort davon unterrichtet würde.

Die unzufriedenen Ritter andererseits, welchen der wirkliche Graf von Alizi schon mittelbare Eröffnungen hatte machen lassen und die endlich den Mann sahen, in dessen Namen man mit ihnen gesprochen hatte, näherten sich ihm mit Eifer und wagten einige halbvertrauliche Worte. Bernard, der durch den vorgeblichen Don Sanchez von diesen Beziehungen noch nicht speciell unterrichtet war, verstand sie nicht und die über seine Klugheit

verwunderten Edelleute bewiesen ihm nur um so größere Rücksicht.

Am folgenden Tage begann das Turnier wieder mit einigen Abwechselungen in der Form der Kampfspiele. Man kämpfte in Trupps von drei oder sechs Rittern und nicht blos mit der Lanze, sondern auch mit der Streitart, wodurch die Treffen mörderischer wurden. Mehrere Kämpfer wurden schwer verwundet, und der Sire von Rueil in einem Zustande, der wenig Hoffnung übrig ließ, aus den Schranken getragen. Auch starb er in der darauf folgenden Nacht wirklich.

Bernard nahm auch an diesen Kämpfen Theil und entfaltete dabei die Gewandtheit, von welcher er schon hinreichende Proben abgelegt. Vielleicht hätte man weiter nicht darauf geachtet, wenn die Heldenthaten des vorigen Tages nicht Aller Augen auf den Ritter mit der Mailänder Rüstung gelenkt hätten. Die auf diese Weise aufmerksam gemachten Zuschauer hörten nicht auf, ihm mitten unter den glänzenden Spielen dieses zweiten Tages mit ihren Blicken zu folgen, und alle Stöße und Hiebe, die er austheilte, in lobende Anrechnung zu bringen.

Diesmal wurden die Kämpfer von dem Adel von Anjou bewirthet, welcher zu diesem Abendbanket ein Zelt hatte aufschlagen lassen.

Hier hatte man den ganzen Luxus der damaligen Zeit entfaltet. Die vier Ecken der ungeheuern Tafel trugen vier Gebäude von Backwerk, welche Kirchen mit erleuchteten Fenstern vorstellten und aus welchen Menschenstimmen hervordrangen, welche die schönsten Kirchengesänge der damaligen Zeit vortrugen. In der Mitte stellte eine gigantische Pastete das Castell von Angers in allen seinen Einzelnheiten vor und die als Schildwachen auf den hohen Wachtthürmen stehenden Bogenschützen sendeten den Damen fortwährend mittelst ihrer Armbrüste allerlei wohlschmeckenden Confekt oder kleine Gedichte zu, die auf Pergamentröllchen geschrieben waren.

Ciel! l'auteur prend le grand couteau!

Diesmal erhielt der Sire von Alizi seinen Platz neben Yolanden angewiesen, mit welcher er halblaut den ganzen Abend plaudern konnte, während die am Ende des Zeltes sitzenden Spielleute ihr lärmendes Concert ertönen ließen und die durch den Wein von Anjou belebten Stimmen sich mit großem Geschrei die verschiedenen Gesundheiten zuriefen.

Niemals noch hatte der Sohn der Meshaine einen solchen Rausch empfunden. Die süße Stimme des jungen Mädchens äußerte auf ihn die Wirkung einer magischen Beschwörung; es war ihm, als würde er von der Erde emporgetragen und sähe und hörte nichts mehr als Yolanden. Seine Blicke in die des jungen Mädchens sen-

kend, schöpfte er aus denselben sich fortwährend erneuende Begeisterung; seine Stimme murmelte tausend bestrickende Geständnisse, welche ihm entschlüpften, ohne daß er es sich selbst bewußt ward. Er wiederholte alle Liebesworte, welche sein Gedächtniß seiner Leidenschaft liefern konnte und Fräulein von Baugé hörte, ohne sich zu erzürnen und lächelnd zu, wie Jemand, der ermuthigt. Ihre Antworten waren allerdings leise und verworren. Sie ließ noch nicht den Grund ihres Herzens sehen, aber wie leicht war es, unter dieser Zurückhaltung ihre triumphirende Freude zu lesen! Welche feuchte Flamme glänzte in ihren gesenkten Augen! wie fühlte man, daß sie blos die Gelegenheit erwartete, um ihre Gefühle zu bekennen!

Und in der That, Fräulein Yolande erreichte den Gipfelpunkt ihrer Wünsche. Jung, reich, mächtig, war der Graf von Alizi der Held ihrer Träume. Hatte sie übrigens nicht auch in ihm den geheimnißvollen Liebenden erkannt, dessen Sendschreiben sie in dem Kloster der Ursulinerinnen erhalten, und den sie in dem Erzengel wieder erkannt, welcher am Tage der Aufführung des Mysteriums herbeigeeilt war, um sie den Flammen zu entreißen? Die von Bernard auf diese verschiedenen Umstände gemachten Anspielungen würden alle ihre Zweifel zerstreuet haben, wenn sie noch deren hätte hegen können. Der junge italienische Ritter war ihr aus Liebe gefolgt,

wie die vollkommensten Helden des Ritterthums; sie sah sich auf diese Weise zu dem Range der Heldin eines Romans erhoben, und konnte an Iseult's und Rosamundens Seite Platz nehmen.

Dieses Gemisch von wirklichen Vorzügen und romantischen Umständen, welches für ihre Eitelkeit ebenso schmeichelhaft war als für ihren Ehrgeiz, konnte nicht verfehlen, sie für Bernard ganz besonders günstig zu stimmen. Wenn sie noch vermied, seiner Liebe offener zu entsprechen, so geschah dies weniger aus Zögern oder aus Scham, als vielmehr aus dem Instinkt der Kokettterie. Sie fühlte, wenn auch unklar, daß ein erwartetes Geständniß kostbarer sein würde, und daß man, ehe man sich nehmen ließe, sich erst lange müsse erbitten lassen.

Indessen in dem Augenblick, wo der Graf von Alizi sie verließ, konnte sie ihm nicht den Majoranstrauß verweigern, der diesen Abend an ihrem Busen verwelkt war. Bernard erschien am andern Morgen in den Schranken mit diesem Strauße auf seinem Helmbusche über der Bandschleife befestigt und Yolande, die ihn gewahrte, erröthete vor Stolz und Freude. Diesmal theilten sich sämmtliche bei den vorigen Kampfspielen verschont gebliebene Ritter in zwei Abtheilungen, von welchen die eine durch den Herrn von Maille, die andere durch den Ritter von Beaumont befehligt ward, und begannen

einen Kampf, welcher das ganze Ansehen eines großen Treffens zwischen zwei feindlichen Heerhaufen hatte.

Es waren gegen dreihundert der besten Ritter der Christenheit und der Sieg schwankte lange hinüber und herüber. Man mußte den Kampf mehrmals unterbrechen, um die Kämpfer erst wieder zu Athem kommen zu lassen und jedesmal verminderten sich die beiden Haufen durch die Entfernung Derer, die niedergeworfen worden und nach den Regeln des Turniers nicht wieder zu Pferde steigen durften. Bald standen auf jeder Seite nur noch fünf oder sechs ihrer Anführer beraubte Kämpfer.

Bernard, welcher sich bis jetzt bemüht hatte, seine Pflicht zu thun, ohne eine besonders kühne That zu unternehmen, so daß er auf diese Weise seine Kräfte und die seines Rosses weislich geschont hatte, machte nun endlich von allen seinen Vortheilen Gebrauch. Indem er sich wie auf stillschweigende Uebereinkunft an die Spitze seiner Kampfgenossen stellte, warf er sich so ungestüm auf die Ritter des gegenüberstehenden Trupps, daß alle bis auf einen einzigen aus dem Sattel flogen. Dieser einzige hielt tapfer Stand, obschon ohne Hoffnung, über so zahlreiche Gegner zu siegen, und blos, um bis zuletzt zu kämpfen. Bernard aber ertheilte seinen Kampfgenossen Befehl und in dem Augenblick, wo der

Sire d'Ardenne, denn dieser war es, mit gesenkter Lanze gegen sie ansprengte, wichen alle rechts und links auf die Seite, indem sie grüßend ihre Lanzen emporhoben, zum Zeichen, daß sie es verschmäheten, sich ihrer gegen einen so tapfern Ritter zu bedienen.

Dies war das Ende der Kampfspiele. Der Graf ward als der beste Kämpfer nicht blos des ersten und des zweiten Tages, sondern als des ganzen Turniers ausgerufen. Er ward im Triumphe mit entblößtem Haupte und zugleich mit der von ihm erwählten Königin der Schönheit, Fräulein Yolande, umhergeführt, welche letztere auf einem weißen Zelter saß, den ein Page am Zügel führte.

Einem so gewaltigen Triumph war das Herz des Sohns der Meshaine nicht gewachsen. Es schwoll von stolzer Trunkenheit, sein Auge schauete sich um, als ob er sich wirklich über diese Menge erhaben fühlte; er dachte ganz leise, daß er endlich auf seinem Platze sei und daß keine menschliche Macht ihn je wieder davon verdrängen könne.

Endlich hatte er mit seiner Begleiterin die Menge hinter sich und sie wollten eben, von ihrem Gefolge begleitet, in die Straße Saint-Lo einbiegen, als plötzlich an einem Fenster ein lauter Ruf sich vernehmen ließ.

Bernard richtete den Kopf empor und gewahrte Argumentabor.

„Er ist es, er muß es sein," rief der Gascogner; „per Bacco! ich sah gleich am ersten Tage, als ihm der Helm entfiel, daß er ihm ähnlich sah — Bernet, Bernet, erwarte mich!"

Und er verließ schnell das Fenster.

Der Sohn der Meshaine trieb erbleichend sein Roß zu schnellerem Schritte an, aber Fräulein Yolande rief ihn zurück.

Sie hatte einige der Worte des Schülers gehört, ohne sie zu begreifen.

„Was giebt es, Signor Alizi?" fragte sie, „und wen meint dieser gemeine Mensch, der dort zum Fenster herausrief?"

Bernard hatte nicht Zeit zu antworten; Landrille erschien soeben an der Thür des Hauses und kam auf ihn zugelaufen.

„Evohe! evohe!" rief der Gascogner, der augenscheinlich etwas zu tief in den Becher geguckt hatte; „kommst Du denn endlich wieder — und in welchem Aufzuge!"

„Zurück!" riefen die Diener, indem sie Argumentabor zurückstießen.

Im ersten Augenblick ließ dieser es geschehen. Als er seinen vormaligen Stubengenossen in der Nähe sah, bemerkte er wohl, daß die Farbe seines Gesichts und seines Haars eine andere war. Er ging einige Minuten

längs der Häuser neben ihm her, und fuhr mit seltsamer Unruhe und Ungewißheit fort, ihn zu betrachten. Diese Prüfung aber bestätigte ihn ohne Zweifel in seiner ersten Voraussetzung, denn plötzlich rief er wieder:

„Deus ex machina! Hier ist Zauberei vorgegangen! Aber dennoch ist es Bernet. — Heda! willst Du Deinen alten Compar nicht mehr kennen?“

Der Sohn der Meshaine that, als ob er ihn nicht hörte und sprach eifrig mit seiner Begleiterin, um sie zu verhindern, ihn zu hören. Landrille folgte ihm immerfort, indem er ihm immer lauter und eifriger zurief, wobei jedoch die Verwirrung seiner Begriffe zum Glück seine Worte fast ganz unverständlich machte. Er mengte die Erinnerungen ihres Zusammenwohnens mit lateinischen Citaten, den Namen des Don Sanchez und des Bruders Jerome auf so zusammenhangslose Weise, daß die Umstehenden darüber lachten, wie über das Geschwätz eines Trunkenen.

Dieses Gelächter aber verletzte die Eigenliebe des Gascogners, der sich plötzlich Gewalt anthat und Alles, was ihm noch von Vernunft übrig geblieben, zusammenraffte.

„Zum Teufel!“ rief er, „Ihr glaubt wohl, ich schwatze Unsinn, Ihr Dummköpfe! Wisset, daß Argumentabor, selbst wenn er so und so viel Becher Wein

genossen, noch mehr Grütze im Kopfe hat, als Ihr alle zusammen nach Eurem Morgengebet. Ihr sollt gleich sehen, daß ich recht wohl bei Verstande bin."

Mit diesen Worten lief er auf Bernard zu und rief in ironischem Tone:

„Ein Wort, edler Herr! Darf ich mich wohl erkühnen, Euch nach Eurem Namen zu fragen?"

„Es ist der Graf von Alizi!" riefen zwanzig Stimmen.

„Sehr schön!" entgegnete Landrille, „und kann Messire mir vielleicht sagen, wo seine Grafschaft liegt?"

„Im Königreich Neapel!" riefen wieder einige Stimmen.

„Haltet Ihr doch Eure Mäuler!" unterbrach sie Argumentabor; „ich habe Euch ja nicht gefragt, Ihr Tölpel; ich rede mit dem edlen Grafen."

„Platz!" sagte Bernard, der bis jetzt aus Klugheit geschwiegen hatte, sich aber nun nicht länger aufhalten lassen wollte.

Als Argumentabor seine Stimme hörte, zuckte er zusammen.

„Sagte ich nicht gleich, daß er es wäre! Zum Teufel! ich muß wissen, wie die ganze Geschichte zusammenhängt."

Er sah, daß der Sohn der Meshaine eine Bewegung machte.

„Wohlan, jetzt nicht,“ setzte er in leiserem Tone hinzu, „nicht hier — wir werden uns später wiedersehen, aber sag mir, daß Du mich kennst — gieb mir nur ein Zeichen.“

Er sprach so leise, daß er nur von Bernard gehört werden konnte, aber dieser drehte sich zornig zu seinen Knappen herum.

„Wird mich denn keiner von diesem Trunkenbold befreien?“ rief er.

Die Knappen packten Landrille und stießen ihn trotz seines Widerstandes auf die Seite, während Messire d'Alizi und Yolande ihren Weg weiter fortsetzten.

Als der bei dem Kampfe auf die Erde niedergeworfene Gascogner wieder aufstand, war der Trupp schon um die Ecke der Straße und er sah sich von einem Pöbelhaufen umgeben, der ihn wegen seines Mißgeschickes auslachte.

Der Schüler drückte sich beide Fäuste vor die Stirn und streckte sie dann nach der Richtung aus, in welcher die Cavalcade verschwunden war.

„Es ist gut!“ murmelte er; „er will mich nicht mehr kennen! Tempora si fuerint meliora, solus erit. Aber bei allen fünfhundert Teufeln, er kennt Argumentabor nicht! Ich werde ihm seine Pfauenfedern ausreißen; jetzt hat er es mit mir zu thun.“

Mit diesen Worten hob er sein schwarzes Barett auf, welches in der Straßenrinne liegen geblieben war und begab sich mit düsterer Miene in das Schenkhaus des Meister Gibosus.

Aber er irrte sich, wenn er glaubte, daß Bernard ihn nicht mehr kenne. Schon den andern Morgen erzählte dieser Don Sanchez, wie gefährlich die Anwesenheit des gascognischen Schülers in Angers für ihre Projecte sei. Der Italiener antwortete, daß er es über sich nähme, ihn zu entfernen, und theilte ihm zwei Tage später mit, daß die Sache besorgt sei. Ganz dem Zauber seiner neuen Lage sich hingebend, fragte der Sohn der Meshaine nicht einmal nach dem Mittel, welches angewendet worden, um ihn von seinem alten Compar zu befreien.

Dieses Mittel hatte aber den Vortheil, daß dadurch eine Gefahr entfernt und eine Thätigkeit nützlich gemacht ward. Landrille gehörte so recht zu dem Schlage der Condottieri, deren die Fürsten der Halbinsel sich bedienten, um alle Intriguen, alle Lügen und alle Meuchelmorde ausführen zu lassen, die damals die Regierungskunst ausmachten. Don Sanchez hatte ihn sogleich richtig zu würdigen gewußt und begriffen, daß er ein Hülfsmittel biete, welches man wohl in Reserve halten müsse. Ein ganz besonderer Umstand erlaubte ihm noch

überdies, sich seiner gerade außerhalb der Stadt zu bedienen.

Man weiß schon, in welchem Zustande sich die Angelegenheiten des Sire de Chanteau befanden. Beladen mit Schulden und nur noch der scheinbare Eigenthümer seiner Herrschaft, hatte er schon seit langer Zeit alle seine Hoffnung auf das sogenannte Transmutations- oder Verwandlungswasser gesetzt, welches der Maugars ihm versprochen. Hierin verfolgte er den Traum aller Habgierigen, aller Sinnlichen und aller Ehrgeizigen jenes Zeitalters der Unwissenheit und der Leichtgläubigkeit. Die Macht, Alles in Gold zu verwandeln, das heißt, sich durch unerschöpfliche Reichthümer zum unumschränkten Herrn der Leiber und der Seelen zu machen, ward nicht blos von einigen eraltirten Alchymisten gesucht. Auch die Weisesten trachteten darnach und es gab damals wenig vornehme Herren, die nicht ernste Opfer gebracht hätten, um in den Besitz des Steins der Weisen zu gelangen, der, wie man sagte, von Flammel entdeckt worden. Die, welche durch ihre Verschwendung genöthigt wurden, zu allerhand Auskunftsmitteln zu greifen, waren bei diesem Streben nothwendig die hartnäckigsten und ihre Gier wuchs im Verhältniß zu ihrem Bedürfniß.

Messire de Chanteau verfehlte deshalb nicht, in den Steinbruch des Maugars zurückzukehren; zu seinem

großen Aerger aber fand er ihn dort nicht mehr. Drei Besuche, die er in Zwischenzeiten von einigen Tagen machte, waren ebenfalls vergeblich. Die Hütte war verschlossen und als Messire Jehan durch die Spalten der Thür lugte, bemerkte er, daß Alles, was sie früher enthielt, verschwunden war, als ob der Schwarzkünstler auf lange Zeit Abschied genommen hätte. Der Edelmann fühlte sich in seiner Erwartung um so mehr getäuscht, als seine Lage schnelle Hülfe nöthig machte. Die von ihm bei mehrern Juden unterschriebenen Schuldzettel waren, ohne daß er wußte wie, in die Hände von angesehenen Leuten gekommen, welche die Macht hatten, ihr Recht zu verfolgen und auch schon anfingen es zu thun. Die mit dem Gerichtssiegel gestempelten Pergamente regneten seit einigen Tagen förmlich auf ihn herab und das bis jetzt nur dumpf gemurmelte Gerücht von seinem Ruin verbreitete sich immer weiter und weiter.

Nachdem er alle Mittel erschöpft, um sich Geld zu verschaffen, ohne jedoch dessen auftreiben zu können, und als er erfuhr, daß man mit der Absicht umging, seine Herrschaft Chanteau mit Beschlag zu belegen, beschloß er, diese letzte Schmach nicht zu dulden, sondern seine Burg in den geeigneten Stand zu setzen, den Justizbeamten den Eintritt zu verwehren.

Zu diesem Zwecke bedurfte er einer Besatzung. Don

Sanchez erfuhr bald, daß er einen Hauptmann suchte, der ihm zu diesem Zwecke einen Trupp Söldner zusammenbrächte. Er schlug sofort die Sache Landrille vor, indem er ihm begreiflich machte, daß dies das sicherste Mittel sei, die Verschwörung der Schulen zu befördern, welche er im Nothfalle mit seinem Fähnlein Söldner unterstützen könne.

Abgesehen davon, daß Argumentabor dem angeblichen spanischen Baccalaureus, der sich zu seinem wohlgeneigten Banquier gemacht, nichts abschlagen konnte, war auch ein solcher Vorschlag von der Art, daß er ihm nothwendig zusagen mußte. Veränderung war die erste Bedingung seines Daseins. Er hatte nun Aussicht auf andere Empfindungen, auf neue Abenteuer und nahm daher ohne Zögern an.

Man empfahl ihn an Messire Jehan, der ihn sehen wollte. Gleich auf den ersten Blick erkannte der vormalige Client des Oberpönitentiarius seinen Auspeitscher in dem Kloster der Barfüßer.

„Aha, Bursche," rief er, „Du hast also der Klosterpeitsche Valet gesagt, um zum Rapier zu greifen?"

„Aus dem Grunde, weil ein kluger Mensch in seine Arbeiten sowohl wie in seine Vergnügungen einige Abwechselung bringen muß," entgegnete Landrille keck; „es giebt in der Logik eine Regel, welche sagt: Non bis

in idem, was, frei übersetzt, bedeutet: Wechsle Deine Geliebte und Deinen Beruf so oft als möglich."

Messire Jehan lächelte.

„Ich sehe, daß Deine äußere Erscheinung nicht täuscht," sagte er; „Du bist ein Taugenichts."

Landrille drehte bescheiden sein schwarzes Barett in den Händen und antwortete:

„Messire erzeigt mir viel Ehre, wenn er mich aber auf die Probe stellen will, so hoffe ich mich seines Dienstes würdig zu zeigen."

„Verständigen wir uns vor allen Dingen," entgegnete Messire Jehan. „Du wirst schon gehört haben, daß ich mich in ziemlich schlechten Umständen befinde und daß die Diener der Justiz mich umbellen wie eine bissige Meute das Lager eines Wildschweines."

Argumentabor machte eine bejahende Geberde.

„Sie haben mir sogar schon die Absicht zu erkennen gegeben, mich von Haus und Hof zu jagen," fuhr der Edelmann fort.

„Und Messire will nicht," setzte Landrille hinzu.

„Nein, bei meinem Leben! Da sie aber Hunde in ihrem Dienste haben, welche die Zähne zeigen könnten —"

„So will Messire auch welche haben, die bereit sind, ihnen Biß um Biß zurückzugeben."

„Sehr richtig, Du hast die Sache begriffen.“

„Es ist ja einfach, wie das Paternoster,“ sagte der Gascogner ruhig. „Messire braucht die Sache nur mir anzuvertrauen, ich bin sein Mann.“

„Du würdest es also über Dich nehmen, etwa dreißig Bursche, wie Du bist, zusammenzubringen?“

„Sobald ich weiß, unter welchen Bedingungen.“

„Ja freilich, hier wird wohl das Eisen nicht an den Huf passen,“ bemerkte der Ritter von Chanteau, indem er Landrille von der Seite ansah. „Du kannst Dir denken, daß bei dem Stande meiner Angelegenheiten man aus meinen Kisten nicht Gold holen kann, wie Wasser aus der Loire.“

„Um zu trinken, braucht ein guter Christ keinen Fluß,“ wendete der Schüler ein, „ein Brunnen reicht auch hin.“

„Aber wenn dieser versiegt ist?“ sagte Messire Jehan.

Argumentabor sah ihn an.

„Wie! auch kein Tröpfchen mehr?“ fragte er.

„Gar nichts,“ entgegnete Messire Jehan, „man sieht die Steine auf dem Boden.“

„Und diese gedenkt wohl Messire seinen Mannen als Sold zu verabreichen?“ setzte der Gascogner hinzu. „Beim wahren Kreuze! wird er uns vielleicht auch den

Zauberspruch lehren, um sie in Brod, Wein und Schweinefleisch zu verwandeln? Denn eine Besatzung muß doch essen und trinken, wenn sie aushalten soll.“

„Höre mich an,“ hob Messire Jehan wieder an, indem er etwas leiser sprach. „Man hat mir gesagt, daß Du nicht zu Denen gehörtest, welche sich damit begnügen, die Schüssel der Andern anzusehen, wenn der Hunger sie treibt. Wohlan, auf der Burg Chanteau wirst Du von Leuten umgeben sein, denen es an nichts fehlt.“

„Ha!“ rief Landrille, als ob er anfinge zu begreifen. „Und diese Leute, Messire?“

„Diese Leute,“ fuhr der Herr von Chanteau fort, „sind erstens gegen Osten freie Bauern, reicher als wir Edelleute; nach Westen die Bauern der fetten Abtei Saint-Aubin; nach Norden die Schäfer und die Heerden der Kaufmannsgilde; gegen Süden die Winzer der Domsängerkorporation.“

„Sehr wohl,“ entgegnete Argumentabor. „Die vier Himmelsgegenden werden uns unsere vier Mahlzeiten geben. Wie steht es aber mit der Bekleidung und dem Sold?“

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß das Schloß zwei Gesichter hat?“ entgegnete Messire Jehan. „Eins nach der Heerstraße, wo eine Menge Reisende vorbeikommen,

und das andere nach der Loire, wo eine Menge reichbeladener Fahrzeuge vorüberschiffen."

„Ich verstehe, ich verstehe," sagte der Schüler; „der Fluß wird die Kleider liefern und die Heerstraße das Taschengeld. Bei Gott! Aber wenn alles auf diese Weise von außen kommt, was wird uns dann Messire geben?"

„Die Mittel, das Uebrige zu bekommen," entgegnete der Herr von Chanteau, „das heißt Waffen, Pferde, einen sichern Schutz hinter meiner Zugbrücke und meinen guten Mauern. Bedenke, Bursche, daß jeder andere Herr Euch blos einen bestimmten Antheil an der Beute zugestehen würde, ich lasse sie aber Euch ganz und gewähre Euch Sicherheit vor dem Galgen. Könnt Ihr wohl mehr wünschen?"

„Gut," sagte Landrille mit Ueberzeugung, „der Handel ist gemacht, Messire. Noch heute Abend werbe ich dreißig tüchtige Kameraden an und morgen machen wir uns auf den Weg nach Chanteau."

„So ist's recht!" rief Messire Jehan ganz erfreut über die schnelle Fassungsgabe und Entschlossenheit Argumentabor's. „Bei meiner Seele! Du gefällst mir und ich hoffe, daß wir recht lange Geschäfte zusammen machen werden."

Der Gascogner dankte seinem neuen Herrn für seine

guten Gesinnungen, grüßte ihn und eilte fort, um sein Versprechen zu erfüllen.

Er wußte im Voraus, wo er die dreißig schlechten Subjecte finden würde, die er commandiren sollte, und am andern Morgen erschien er an ihrer Spitze bei dem Herrn von Chanteau. Dieser musterte die neuen Rekruten, schien mit ihrem Aussehen zufrieden zu sein, ertheilte Landrille einige Instructionen und gab ihm dann einen seiner Knappen als Führer mit, indem er zugleich versprach, in einigen Tagen nachzukommen.

XXXVII.

Bernard richtet sich als vornehmer Herr ein. — Die Verschwörung. — Der Schatten und der Körper. — Wie man sich einer alten Bekanntschaft entledigt. — Sillette und Verdureau. — Asyl für arme Mädchen, die kein Obdach haben. — Die Judenconferenz. — Eine Begegnung auf der Loire.

Das allgemeine Wohlwollen, mit welchem der Graf von Alizi empfangen worden, verleugnete sich auch nach dem Turnier nicht. Sein geheimnißvoller Gönner hatte ihm ein zu diesem Zwecke gemiethetes Hotel, welches er prachtvoll ausstatten ließ, zur Wohnung angewiesen. Bernard lebte hier wie die reichsten Edelherren, umgeben von Pagen, Dienern, Knappen, Hunden und Pferden. Er ward zu allen Festen des Hofes und allen Lustpartien des Tages eingeladen. Die Damen sprachen nur von ihm und die jungen Edelleute hatten sich in zwei Klassen getheilt, in seine Anhänger und seine Neider, welche beide dazu beitrugen, seinen Ruf zu vergrößern, die einen durch ihren Haß, die andern durch ihre Bewunderung.

Die Spione des Herzogs mochten alle seine Schritte und Worte belauern wie sie wollten, so konnten sie doch weiter nichts entdecken, als seine Liebe zu Yolanden.

Der junge italienische Ritter hatte keinen andern Gedanken. Alles, was er wollte und that, war nur darauf gerichtet, so daß der Herzog und seine Räthe durch die Nutzlosigkeit ihrer Spionage verwirrt gemacht, nicht mehr wußten, was sie denken sollten.

Während sie aber so einem Schatten nachjagen ließen, um ihre Augen von der Wirklichkeit abzulenken, fuhr der Emissär des Königs von Neapel fort, alle Fäden seines Complotts weiter auszuspinnen und durcheinander zu schlingen. Er schürte nicht blos die Unruhe der Schulen und trieb sie zur offenen Empörung an, sondern unterhandelte auch mit den Edelleuten, indem er die einen durch Versprechungen verlockte und die andern durch Aberglauben oder Noth (wie er z. B. in Bezug auf Messire de Chanteau gethan) in seine Gewalt zu bringen wußte. Daneben erweckte er auch den Ehrgeiz der Mächtigsten oder Verwegensten, indem er ihnen Aussicht auf neue Vorrechte oder Vergrößerung ihrer Gebiete eröffnete.

Jene auf Eroberung gegründete Feudalgesellschaft war eine immerwährende Untersuchung für die Gewaltthätigen, die nur die Gelegenheit abwarteten, um sich mit dem Schwerte mehr Platz zu machen und ihre Wünsche

durchzusetzen, indem sie dieselben durch die Gewalt oder den Zufall bewaffneten.

Der Sire von Baugé gehörte nicht zu den Letzten, welche den geheimen Anträgen, die ihnen gemacht wurden, ein williges Ohr liehen. Schon seit langer Zeit stand er wegen gewisser Usurpationen, deren er den Herzog anklagte, mit diesem auf gespanntem Fuße. Mehrmals hatte er sich bereits zu Beschwerden, ja sogar zu Drohungen hinreißen lassen, und wenn diese noch nicht von Folgen begleitet gewesen, so war der Grund davon weniger in einer Veränderung der Absicht, als vielmehr in dem bittern Gefühl seiner Ohnmacht zu suchen.

Deshalb nahm er den Plan zu einem Bündniß des Adels gegen den Oberherrn mit Begier auf, denn er zweifelte nicht, daß bei den daraus folgenden Verwickelungen er Das erlangen würde, was er, so lange er allein gewesen, vergebens gefordert.

Alle seine Angelegenheiten wurden durch Don Sanchez oder ihm ergebene Agenten im Namen des Grafen von Alizi besorgt, aber ohne daß dieser Letztere Antheil daran nahm.

Es war leicht gewesen, den Verschwornen begreiflich zu machen, daß die offenkundige Einmischung des italienischen Ritters, der von einer Schaar Spione umgeben

war, sie alle compromittirt hätte, und daß das Sicherste für einen Jeden war, ihn anscheinend den ganzen Verhandlungen fern bleiben zu lassen.

Auf diese Weise war es Don Sanchez gelungen, alle Verschworenen, ohne daß sie es wußten, zu Mitschuldigen seiner List zu machen und sein Werk in Sicherheit zu verfolgen.

Was Bernard betraf, so fragte dieser nach nichts und kümmerte sich um nichts. In einem Zaubertraum eingewiegt, wollte er keine einzige Bewegung machen und kein einziges Wort sprechen, welches ihn hätte aufwecken können. Beinahe jeden Tag sah er Fräulein Yolande in dem Hause mit dem großen Gitter.

Sillette, welche er hier hätte treffen können, war nicht mehr da. Durch das, was ihm mit Landrille begegnet war, gewarnt, hatte er Don Sanchez gebeten, sie zu entfernen und dieser hatte weiter nichts zu thun gebraucht, als die Tochter Antoine's heimlich als eine Spionin zu denunciren, um Messire de Baugé zu bewegen, sie mit Schimpf aus seinem Hause zu jagen.

Das arme Mädchen, welches von den Vorwürfen, womit man diesen unvermutheten Abschied begleitete, nichts verstanden hatte, ging mit ihrem Bündel unter dem Arm und in so muthloser Stimmung fort, daß sie, nachdem sie durch zwei oder drei Straßen gegangen, auf

einem einsamen Platze stehen blieb, sich auf einen Stein setzte und das Gesicht mit den Händen bedeckend anfing zu weinen.

Ihre Entlassung aus dem Hause mit dem großen Gitter war nicht die einzige Ursache ihrer Thränen.

Vor einigen Tagen hatte sie nämlich das Verschwinden Vernet's erfahren und gewagt, sich in seiner alten Wohnung nach ihm zu erkundigen, wo sie Landrille zu finden hoffte. Hier aber hatte man ihr mitgetheilt, daß auch der Gascogner abgereist sei.

Sie hatte nun sogleich an die Meshaine geschrieben, in der Hoffnung, daß Bernard vielleicht zu ihr zurückgekehrt sei. Noch aber war keine Antwort eingetroffen, als der Sire von Baugé sie unter fürchterlichen Drohungen aus seinem Hause verwies.

So von wiederholten Schlägen getroffen, gab sie sich der äußersten Trostlosigkeit hin.

Die unbestimmten Hoffnungen, welche sie in der letzten Zeit in Folge der Theilnahme gefaßt, welche der Sohn der Meshaine für sie an den Tag zu legen schien, fielen ihr jetzt mit ihrem ganzen Gewicht wieder auf's Herz. Offenbar kümmerte sich Vernet nicht um sie, da er ja Angers verlassen, ohne sie noch einmal zu sehen, ohne sie zu benachrichtigen, ja ohne ihr zu wissen zu thun, wo er hinginge.

Eine einzige Voraussetzung schien die so seltsame Abwesenheit zu rechtfertigen, die Voraussetzung, daß es keine freiwillige Abwesenheit sei. Aber was war dann Bernet zugestoßen? War er einem räuberischen Hinterhalt, einem Irrthum oder einer Ungerechtigkeit zum Opfer gefallen? Lag er jetzt vielleicht in den Fluthen der Maine, schmachtete er in einem der Kerker des Herzogs oder baumelte er an dem Galgen eines Edelmanns der Umgegend?

Bei diesen Gedanken zitterte die Tochter Antoine's an allen Gliedern und fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Doch was auch geschehen sein mochte, so begriff sie ihre Ohnmacht, ihm Hülfe zu bringen oder sich auch nur näher zu unterrichten. Das Verschwinden eines Schülers war damals weder eine so außerordentliche noch so ernste Sache, daß sie viel Aufsehen erregt hätte. Und übrigens, an wen sollte sie sich wenden? Mit welchem Rechte und unter welchem Vorwande? Blos die Meshaine, welcher sie ihre Befürchtungen mitgetheilt, konnte in dieser Beziehung etwas unternehmen.

Alle diese Betrachtungen schleuderten sie auf diese Weise zwischen den Gedanken an Tod oder an Verlassenheit hin und her. Wenn dem Sohn der Meshaine kein Unglück zugestoßen war, so konnte sie nicht an seiner

Gleichgültigkeit zweifeln und sie ward daher auf die eine wie auf die andere Weise der Verzweiflung in die Arme getrieben.

Mehrere Stunden verflossen in diesen schmerzlichen Betrachtungen, ohne daß sie daran dachte, den Platz zu verlassen, wo sie sich befand. Das Leben hatte für sie nun weder Interesse noch Zweck mehr. Sie hätte auf diesem Steine sterben wollen, wenn ihr dadurch die Anstrengung erspart worden wäre, sich noch ferner zu bewegen. Die wenigen Leute, welche über den Platz gingen, hatten sie bis jetzt betrachtet, ohne stehen zu bleiben. Indem sie sie allein mit einem Bündel neben sich sahen, hielten alle sie für eine müde Wanderin, welche diese einsame Ecke gewählt, um auszuruhen.

Mittlerweile begann der Tag sich zu neigen, die Glocken läuteten auf allen Kirchen das Angelus, aber selbst dieser Ton konnte Silletten ihrer Niedergeschlagenheit nicht entreißen. Ihre Augen, deren Thränenquell erschöpft war, hatten sich geschlossen und sie war in eine schmerzliche Erstarrung versunken, die ihr weder Kraft noch Willen ließ.

Plötzlich fuhr sie zusammen, denn sie hörte von einer bekannten Stimme ihren Namen aussprechen; sie richtete den Kopf in die Höhe und erblickte Verdureau.

Der vormalige Bote des Hauses mit dem großen Gitter, den Fräulein Yolande am Morgen nach jenem Abend, wo Meister Landrille ihn in dem Wirthshause zur Spinnenden Sau zur Pflichtvergessenheit verleitet, aus ihrem Dienst entlassen, hatte seitdem die junge Dienerin nicht wieder sehen können. Als er sie hier auf dem Eckstein sitzen sah, näherte er sich ihr eiligst.

„Sillette hier!“ rief er. Heilige Jungfrau! Was macht Ihr denn so ganz allein hier?“

Und als er die Spuren von Thränen auf den Wangen des jungen Mädchens sah, welches den Kopf emporgerichtet hatte, fuhr er fort:

„Was ist denn geschehen! Ihr sitzt ja da wie die h. Magdalena auf dem kleinen Altar in St. Mauritius? Um Christi willen, redet, Sillette! Was fehlt Euch und wie kommt es, daß Ihr nicht in dem Hause mit dem großen Gitter seid?“

Das junge Mädchen antwortete mit von Schluchzen halb erstickter Stimme, daß die Thür dieses Hauses ihr fortan verschlossen sei und erzählte, daß Messire de Baugé sie fortgejagt habe, ohne daß sie den Grund begreifen könne.

Verdureau unterbrach diese Erklärungen durch eine Menge Ausrufungen des Erstaunens, des Mitleidens oder des Zorns, als aber die junge Dienerin geendet

hatte, fragte er sie, was sie nun zu thun gedenke, da sie kein Obdach mehr habe, und wo sie nun zunächst hinwolle.

Sillette gestand, daß sie sich dies noch gar nicht überlegt und daß sie schon seit Mittag auf diesem Steine säße.

„Ewiger Vater! ist das die Handlungsweise einer Christin!" rief Verdureau; „muß man sich denn so aufgeben, weil der Herr des Hauses mit dem großen Gitter Euch ohne Grund auf die Straße stößt? Habt Ihr denn in Angers keine andern Bekannten, welche sich für Euch interessiren und Euch gern gefällig sein werden? Redet, Sillette, kennt Ihr Niemanden?"

„Ach, jetzt nicht mehr," antwortete sie, von Neuem in Thränen ausbrechend; „ich hatte eine Heimath — einen Jugendfreund — Bernet — aber nun ist es schon viele Tage her, daß Niemand weiß, was aus ihm geworden ist — auch sein Compar ist verschwunden — so daß ich mich nun an keinen lebenden Menschen mehr zu halten weiß."

„Jesus Maria! denkt Ihr denn, ich liege auf dem Kirchhofe?" rief Verdureau in zugleich traurigem und verletztem Tone. „Warum habt Ihr denn nicht an mich gedacht, als die Andern Euch fehlten? Ich verlange nicht den ersten Platz, aber laßt mir wenigstens den letz-

ten. Es ist wirklich hart, wenn man sich so von seinen Freunden verkannt sieht!"

„Verzeihet mir, Jacques, verzeihet mir, armer Mann," entgegnete das junge Mädchen, welches von dem Tone des Boten gerührt ward; „aber mit welchem Rechte könnte ich von Euch etwas verlangen?"

„Mit welchem Rechte!" wiederholte Verdureau hitzig. „Mit dem Rechte, mit welchem das Kind von seiner Mutter, die Schwester von ihrem Bruder verlangt — mit einem noch viel stärkeren Rechte — doch reden wir heute nicht davon —. Heute handelt es sich nicht um mich, sondern blos um Euch, armes Mädchen. Ihr bedürft ein anständiges Obdach für diese Nacht und die folgenden, bis Ihr irgend einen guten Entschluß gefaßt haben werdet."

Das junge Mädchen antwortete, sie sähe nur die Kirche.

„Pfui!" rief Jacques; „wißt Ihr nicht, daß diese der Zufluchtsort für Landstreicher oder Verbrecher ist? Nein, nein, lieber wollte ich Euch in meine neue Wohnung aufnehmen — denn ich habe jetzt selbst ein Haus, Sillette."

„Ihr?" unterbrach ihn das junge Mädchen erstaunt.

„Ja wohl, ich!" wiederholte Verdureau stolz. „Gott

sei Dank! man weiß die Silberlinge zu Rathe zu halten, die man im Schweiß seines Angesichts verdient. Ursprünglich Leibeigner, bin ich freier Mann, dann Bote geworden und gegenwärtig, liebe Sillette, bin ich Handelsmann. Meister Gibosus, wie ihn die Schüler nennen, hat mir das Wirthshaus zur Spinnenden Sau verkauft und mich in seine Gilde aufnehmen lassen. Es kostet das viel Geld und ist eben nicht das beste Handwerk, aber arme Leute wie wir haben keine Wahl. Um vorwärts zu kommen, müssen sie auf ihren eigenen Beinen gehen, denn sie sind einmal nicht gestiefelt und gespornt geboren, wie die Edelleute."

„Ich freue mich über Euern Reichthum, Jacques," sagte die Tochter Antoine's; „Gott weiß, daß Ihr ihn verdienet und ich hoffe, daß er immer noch mehr zunehmen werde."

„Ach, Jungfrau Marie! das würde von Euch abhängen, Sillette," antwortete der neue Schenkwirth, indem er etwas leiser sprach und das junge Mädchen zärtlich anblickte. „Ihr wißt wohl, daß man, um auch das weißeste Brod wohlschmeckend zu finden, es nicht allein essen darf und wenn Ihr wolltet —"

Das junge Mädchen machte eine Bewegung und er unterbrach sich rasch.

„Nein, nein, Ihr wollt nicht, daß man davon

spreche," fuhr er in unterwürfigem Tone fort; „und in der That, der Augenblick ist auch durchaus nicht günstig. Doch, wie ich Euch eben sagte, Sillette, ehe ich Euch ohne Obdach ließe, würde ich Euch in meine Wohnung aufnehmen — nur fürchte ich, daß die Schüler Euch sehen möchten."

„Ach, könnte ich so viel Gold bekommen, als Ihr schwer seid, so möchte ich mich doch dieser Gefahr nicht aussetzen!"

„So viel Gold, als ich schwer bin, würde ein ungeheueres Vermögen ausmachen," sagte Verdureau lächelnd, „und dafür könnte man Mancherlei thun, Sillette. Doch das ist alles Geschwätz. Da ich Euch bei mir kein schickliches Unterkommen bieten kann, so glaube ich, wir werden wohlthun, ein anderes Obdach aufzusuchen."

Und als ob ihm plötzlich etwas einfiele, fuhr er fort:

„Meiner Treu, ich habe es gefunden! Die Schließerin bei den Ursulinerinnen ist meine Pathe und ich hoffe, daß sie auf meine Empfehlung Euch einen Platz in einer Zelle anweisen lassen wird. Gott sei gelobt, daß ich mich auf sie besonnen habe. Dort, liebe Sillette, seid Ihr aufgehoben, wie eine Heilige im Paradies."

In der That war es unmöglich, für die junge Dienerin einen sicherern oder ehrenvolleren Zufluchtsort zu

finden. Sie dankte Verdureau und erklärte, daß sie bereit sei, ihm nach dem Kloster zu folgen.

Der vormalige Bote ergriff ihr Bündel und machte sich auf den Weg, ohne sich jedoch zu sehr zu beeilen und indem er den am wenigsten geraden Weg wählte, um sein Beisammensein mit Sillette so viel als möglich auszudehnen; diese aber war so niedergeschlagen, daß sie ihm kaum antwortete.

Verdureau aber ließ sich dadurch nicht entmuthigen; da er ihre Theilnahme nicht erwecken konnte, wenn er von sich sprach, so sprach er von Bernard und suchte tausend beruhigende Gründe für sein Verschwinden auf, welches nach seiner Meinung sicherlich nur ein vorübergehendes war.

Nachdem er durch diese Hoffnungen den Muth des jungen Mädchens ein wenig wieder aufgerichtet, erkundigte er sich, was sie wohl anzufangen wünsche; ob es ihr angenehm wäre, wieder zu einem edlen Fräulein zu kommen oder ob sie lieber in den Dienst reicher Bürger treten wolle. Sillette hatte aber in dieser Hinsicht noch keinen festen Entschluß gefaßt und Jacques bestand daher weiter nicht darauf.

Sie waren übrigens mittlerweile an dem Thor des Klosters angelangt, wo der vormalige Bote klingelte.

Als seine Pathe am Sprechgitter erschien, trug er

ihr seine Bitte vor und zeigte ihr seine junge Landsmännin, deren niedergeschlagene und bescheidene Miene die Pförtnerin zu ihren Gunsten einnahm. Sie entfernte sich, um der Priorin den Wunsch ihres Pathen vorzutragen und kam bald darauf wieder, um zu melden, daß man bereit sei, Silletten aufzunehmen.

Verdureau gab ihr nun ihr Bündel zurück und ermuthigte sie, Geduld zu fassen. An jedem andern Orte würde er verlangt haben, für seine Mühwaltung durch einen Kuß belohnt zu werden, aber vor der Pförtnerin wagte er es nicht. Nachdem er sich bei dieser bedankt, grüßte er daher, machte mit seiner Mütze das Zeichen des Kreuzes und begab sich wieder nach seiner neuen Wohnung, welche Meister Gibosus den nächstfolgenden Tag verlassen sollte.

Um den kürzesten Weg einzuschlagen, ging er quer durch das äußerste Ende der Vorstadt, deren letzte Wohnungen eine Art Dorf bildeten, welches ausschließlich von Juden bewohnt ward.

Diese ärmlichen mit Fenstern und einer kleinen Thür mit vergittertem Guckloch versehenen Häuser nahmen gewöhnlich den Hintergrund eines mit hohen Mauern umgebenen Hofes ein. In dem Innern dieser Umfassungsmauer hörte man das wilde Gebelle mehrerer Hunde, welche Diebe oder Neugierige vor jeder An-

näherung zu warnen schienen. Da die Juden zu Angers nicht ein besonderes, durch ein mit Ketten gesperrtes und gemiethete Bogenschützen bewachtes Thor geschütztes Stadtviertel hatten, wie dies in vielen großen Städten der Fall war, so hatten sie auf diese Weise ihre Wohnungen in eine Art Festungen umgewandelt, in welchen sie vor einem plötzlichen Ueberfall geschützt waren, denn in jenem Zeitalter „des lebendigen Glaubens" und der „geregeltsten socialen Ordnung", wie heutzutage gewisse Schriftsteller sagen, war der Jude so ziemlich das einzige Wild, welches man jagen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gehängt zu werden.

Jakob, den wir schon mehrmals in dieser Erzählung zum Vorschein haben kommen sehen, bewohnte das erste dieser Häuser. Er war das einflußreichste und thätigste Mitglied der unter den Juden von Angers gebildeten Association, die im Grunde genommen weiter nichts war, als ein Zweig des großen, in vielen Ländern der Christenheit bestehenden Judenbundes.

Ungefähr zehn Tage nach den eben erzählten Thatsachen versammelte er seine Nachbarn und Vereinsgenossen zu einer geheimen Conferenz, in welcher alle die Gemeinde angehenden Angelegenheiten besprochen werden sollten. Die Versammlung zählte nur fünf Mitglieder von verschiedenem Alter. Ihre Züge trugen jenes ursprünglich

edle, aber durch die Verfolgung ausgeartete Gepräg, welches allen Juden des Mittelalters eine und dieselbe Physiognomie zu geben schien. Sie hatte das ihrer Nation vorgeschriebene und sie dem öffentlichen Hasse kenntlich machende Costüm mit einem Gewand von reichem orientalischen Stoffe vertauscht. Einige waren mit einer Art Turban bedeckt, andere mit einer seidenen reichverzierten Mitra.

Das Zimmer, in welchem sie sich befanden, war ebenfalls mit theuren Stoffen tapezirt und verschwenderisch, aber mit sehr wenig zusammenpassenden Gegenständen, ausgestattet. Man sah hier Sessel aus dem Closet vornehmer Edeldamen, geschnitzte Truhen, die irgend einem Rittersitz angehört, christliche und maurische Waffen und tausenderlei kostbare Gegenstände von Schildkrot und Elfenbein. Ein großer von einem einzigen Bein getragener Tisch von Ebenhölz stand in der Mitte des Zimmers und die Juden saßen um denselben herum.

Sie hörten den Bericht an, welchen Jakob in Bezug auf den Messire de Chanteau erstattete.

„Alles ist geordnet,“ sagte er, „die Forderungen werden von Edelleuten oder Bürgern eingetrieben werden, die von dem elenden Nazarener nichts zu fürchten haben. Ehe noch sechs Monate um sind, hat die Association alle seine Besitzungen in den Händen und wird sie gegen

schöne Goldthaler vertauschen; das ist also wieder ein Philister, dessen Habe das Volk Gottes bereichern wird.“

„Meinetwegen!“ bemerkte ein kleiner Greis mit einem weißen spitzigen Barte, welcher Jakob gegenüber saß; „nur wollen wir das nicht zu oft anfangen, mein Sohn. Der Adel würde durch die häufige Wiederholung eines solchen Ruins beunruhigt werden; er würde den Horst des Adlers aufsuchen, der ihn plünderte, und bald würden wir die Jäger nahen sehen. Die Christen haben gutes Fleisch, aber man muß an einer und derselben Stelle niemals mehr als einen Mund voll abbeißen.“

Auf diesen jüdischen Scherz folgte ein kurzes, bitteres Gelächter, welches die vier Zuhörer zu gewinnen schien, und dann fuhr Jakob wieder fort:

„Unser Bruder Isaak ist stets Derselbe — halb Heiterkeit und halb Klugheit. Unsere Gedanken stimmen hierin wie in andern Dingen überein. — Auch habe ich mit Euch von andern Dingen zu sprechen, welche für unsere Association von Nutzen sein müssen. Erstens sind hier mehrere Papiere über das Unternehmen des Don Sanchez oder vielmehr des Grafen von Alizi. Sie sind für uns ein Pfand, im Fall er nicht alle seine Versprechungen erfüllen sollte, oder ein Lösegeld, wenn er sich von einer Gefahr loskaufen müßte. Die Kinder des

Herrn müssen mit den Dienern des Moloch stets vorsichtig sein."

„Bruder Jakob besitzt die Weisheit Salomon's," sagte einer der Andern, der noch nicht das Wort ergriffen; „Niemand hat mehr als er für die Association gethan, aber auch ich bin nicht müßig gewesen und bringe gute Nachrichten mit."

„Hören wir, Ismael, hören wir!" riefen Alle im Tone der gespanntesten Neugier.

Und die vier Köpfe neigten sich nach dem Sprecher, welcher in leiserem Tone fortfuhr:

„Ich komme so eben von Nantes, Brüder. Ich habe die Juden, die Lombarden und die Genuesen gesehen. Alle haben sich zum allgemeinen Ankauf der Gewürze vereinigt, und in einem Monat wird Niemand deren anders als durch die Association bekommen können und wir können den Preis nach Belieben steigern."

Die Augen der Juden funkelten und sie warfen sich einen triumphirenden Blick zu.

„Gut, Ismael, gut, mein Sohn," sagte Isaak lächelnd; „wir werden jeder Deiner Vermittelung einige hundert Golddukaten zu verdanken haben, aber in diesem Thale der Prüfungen kann nicht Alles zum Nutzen sein. Ich habe ein Sendschreiben von unsern Brüdern in Venedig bekommen, welche in großer Aufregung sind. Man

hat sie mit einer neuen Steuer belastet und die Ruthe des Herrn züchtigt sie.“

Indem er dies sagte, zog er aus seinem Busen ein mit hebräischen Schriftzeichen bedecktes Pergament und begann mit halber Stimme zu lesen.

Als er fertig war, berieth man sich einige Zeit. Jeder gab seine Meinung ab, stellte seine Einwendungen auf und endlich vereinigte man sich dahin, daß den Juden von Venedig Zuschüsse zur Verfügung gestellt werden sollten.

Hierauf wurden noch andere Correspondenzen vorgelesen und besprochen.

Die große hebräische Association erstreckte sich damals über ganz Europa und mitten unter unaufhörlichen Kriegen, politischen Intriguen und Ketzereien, welche diese Epoche zu einem so furchtbaren Drama machten, stand sie allein unerschüttert und durch die Gemeinsamkeit des Ursprungs und der Verfolgung zusammengehalten.

Während damals jedes Königreich, jede Grafschaft, ja beinahe jedes Kirchspiel einen andern Herrn und ein anderes Gesetzbuch hatte, blieb ein in der ganzen Christenheit zerstreuetes Volk derselben Religion, demselben Gesetz unterworfen. Aus der bürgerlichen Welt verbannt, hatten sich die Juden unterirdische Wege gegraben, durch welche sie sich mit einander in Verbindung setzten. Durch

ihr gemeinsames Interesse an einander gefesselt, hatten sie zuerst jenes sehr bald auch von den Lombarden und den Genuesen eingeführte Banksystem eingeführt, welches trotz der Entfernungen gestattete, zu kaufen und zu verkaufen, und dem Reichthum die Schnelligkeit und Beweglichkeit des Gedankens verlieh. Da die Juden die sichtbaren Reichthümer nicht ohne Gefahr so viele verschiedene Staaten passiren lassen konnten, so kamen sie auf den Gedanken, an deren Stelle ein verabredetes Zeichen, einen Wechselbrief zu setzen, welcher auf der Stelle und ohne Gefahr ein Kapital von Rom nach London oder von Paris nach Venedig versetzte.

Diese Erfindung des Credits hatte sie in der That zu Herren beinahe des ganzen Handels der Welt gemacht und zwar nicht auf ersichtliche, sondern auf schlau versteckte Weise. Selbst da, wo man sie nicht sah, hatten sie die Finanzen der Mehrzahl der christlichen Staaten in ihrer Macht, erregten künstliche Theuerungen, belebten die Kriege oder ließen sie ermatten, und hielten mit einem Worte die Christenheit in der fürchterlichsten aller Knechtschaften, in der Knechtschaft des Geldes!

Die Christenheit fühlte dies, ohne sich jedoch vollständig darüber klar zu werden. Ihr Haß gegen die Juden war im Grunde genommen weiter nichts als der Instinkt ihrer Unabhängigkeit, und sie rächte sich durch Con-

fiscationen, Strafen und Treulosigkeiten. Aber obschon fortwährend gehetzt und fortwährend beraubt, kamen die Juden stets ebenso zahlreich und ebenso wohlhabend wieder zum Vorschein. Sie allein schienen jenen Stein der Weisen oder jenes Transmutationswasser gefunden zu haben, welches von so vielen Andern vergebens gesucht ward.

Und in der That, sie besaßen sowohl den einen als das andere, aber nicht in der Gestalt, wie man glaubte. Ihr Stein der Weisen war die Geduld, die Sparsamkeit und die Ausdauer — rein menschliche Tugenden, und Denen unbekannt, welche das große Werk verfolgten. Ihr Transmutationswasser war der unerbittliche Eifer, mit welchem sie das Gold aus dem Blut und Mark der christlichen Bevölkerungen zu ziehen wußten.

Um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen jedes Mittel recht und Alles schien ihnen erlaubt. Die Ungerechtigkeit, welcher sie so viele Mal zum Opfer gefallen, hatte sie ihren Feinden gegenüber von dem Moralgesetz entbunden. Sie betrachteten Alles, was sie ihnen entreißen konnten, als einen Ersatz. Kein Wucher war unter ihrer Würde, kein gewinnbringendes Laster widerstrebte ihnen, kein Verbrechen flößte ihnen Schrecken ein. Von Gott mitten unter Dämonen geworfen, betrachteten sie im Vor-

aus Alles, was diesen schaden konnte, als gut und rechtmäßig.

Eben in Folge dieser Grundsätze hatte die Judenassociation zu Angers schon seit langer Zeit eine Fabrikation unternommen, aus welcher sie schon ungeheuern Gewinn geschöpft — die Fertigung falschen Geldes.

Wir müssen dem Leser hierüber eine etwas ausführlichere Erklärung mittheilen.

Das Recht, Geld zu schlagen, war zu jener Zeit das Recht aller Souveraine und selbst einiger Privatherren, so daß daraus eine unendliche Verschiedenheit in dem wirklichen Werthe dieses Ausgleichungsmittels hervorgegangen war. Keine Controle bestimmte den wirklichen Feingehalt, so daß die Verschlechterung des Geldes allgemein war. Die, von welchen es geschlagen ward, bemüheten sich fortwährend, den Unterschied zwischen dem Nominalwerth und dem wirklichen Werth zu vergrößern, und das Volk, welches nicht im Stande war, diesen Betrug zu verhindern, mußte sich darein fügen.

Die Folge davon war, daß Viele sich durch den ungeheuern Gewinn, den die souverainen Falschmünzer machten, verführen ließen und geheime Werkstätten zur Verfertigung von falschen Gold-, Silber- und sogar Kupfermünzen anlegten. In der That waren auch ihre Erzeugnisse gar nicht schlechter als die, welche den gesetz-

lichen Stempel trugen, ja es geschah sogar an mehrern Orten — besonders in der Normandie — daß dieses falsche Gold dem, welches der Herzog schlagen ließ, vorgezogen ward. Das Verbrechen ward daher nicht an der Bevölkerung, sondern blos an dem Souverain begangen und dieser allein dachte daran, sich zu beklagen.

Da diese Klage stets durch den Galgen übersetzt ward, so hatten Jakob und seine Genossen klüglich Alles vermieden, was ein Zerwürfniß zwischen ihnen und dem Herzog von Anjou herbeiführen konnte. Ihre Falschmünzerei beschränkte sich auf bretonisches Geld und sie schafften es nach Nantes. Dort durch genuesische und lombardische Handelsleute in Umlauf gesetzt, verbreitete es sich in dem ganzen Herzogthum.

Jakob war besonders mit diesen Expeditionen beauftragt, deren er sich immer mit Glück entledigt hatte. Ihm ward daher auch der Transport anvertrauet, welcher der letzte sein sollte.

In der That, wenn der durch den aufgegebenen Steinbruch und durch die Hütte des Maugars eingeflößte Schrecken auch gestattet hatte, die letztere in eine Werkstätte zu verwandeln, so stand doch zu fürchten, daß die Neugier verwegene Leute hinlocke (wie schon geschehen war) und daß die Nachforschung nach dem Schwarz-

künstler zur Entdeckung des Falschmünzers führe. Die Association hatte daher klüglich beschlossen, daß diese ihre gefährliche Industrie, wenn auch nicht aufgegeben, doch wenigstens auf einige Zeit eingestellt werde.

Den nächsten Tag reiste Jakob in einer kleinen Barke ab. Die Gold= und Silbermünzen waren zwischen den Bretverschlägen des Kiels versteckt. Einige Bündel Hanf bildeten die scheinbare Ladung der Barke, für welche diese elende Fracht die beste Schutzwache war. Zwei Schiffer führten sie unter den Befehlen Jakob's, oder waren vielmehr von ihm gemiethet, denn Niemand hätte sich von einem Juden etwas befehlen lassen.

Mit Tagesanbruch verließen sie den Hafen und begannen langsam den Maine hinabzurudern.

Zu jener Zeit schützten die Wasserstraßen, obschon sie sicherer waren, als die Landstraßen, nicht immer gegen schlimme Begegnungen. Die Flußräuber bildeten allerdings nicht mehr wie früher zahlreiche und wohlorganisirte Banden, wenn aber die Wegelagerer Langweile hatten und eine verfügbare Barke in die Hände bekamen, so fiel es ihnen zuweilen ein, das Element zu wechseln und auf dem Wasser das zu suchen, was sie auf dem Lande nicht hatten finden können.

Jakob stellte sich demzufolge in den Vordertheil der Barke, heftete die Augen abwechselnd auf jeden Strand,

von welchem ein Fahrzeug abstoßen konnte und befand sich in einem Zustand von Furcht und Angst, welcher den beiden Schiffern Spaß zu machen schien.

„Der heilige Mauritius stehe uns bei! unser Ungläubiger hat das Fieber!“ rief einer von ihnen seinem Gefährten zu; „sieh nur, wie ängstlich er sich umschauet? Sollte man nicht meinen, daß alle Spitzbuben sich verabredet hätten, ihm seine vier Bündel Hanf zu stehlen?“

„Die Spitzbuben werden sich hüten,“ antwortete ironisch der zweite Schiffer. „Werden aus diesem Hanf nicht Stricke für die Galgen gesponnen, an welchen die Juden ihr natürliches Ende finden?“

Der erste Schiffer fing an zu lachen.

„Na, wenn wir zu Lande reisten, so möchte ich ihm doch nicht für seine Waare stehen,“ entgegnete er. „Man sagt, daß in der Nähe des Schlosses Chanteau die Wegelagerer Alle plündern, welche dort vorüberziehen, selbst wenn sie weiter nichts als eine Mandel frische Eier oder ein Ferkel in ihrem Quersack haben.“

„Na, mir soll es recht sein,“ entgegnete sein Gefährte, „künftig wird man lieber auf dem Flusse fahren und der Schifferlohn wird demzufolge steigen. Heda Pierre! thu doch die Augen auf, wir gerathen ja auf den Kies.“

In der That waren sie in die Loire eingefahren und bewegten sich an einer jener Sandbänke, mit welchen das Flußbett bedeckt ist und welche jeden Augenblick dem Fahrwasser eine andere Richtung geben. Ihren Bemühungen gelang es, die kleine Barke wieder abzubringen und das Segel aufzuhissen, so daß sie nun um so rascher flußabwärts auf Nantes zusteuerten.

Jakob überwachte immer noch die beiden Ufer und den Horizont. Obschon er nichts gesagt, so hatte er doch die Unterredung der beiden Schiffer gehört und seine Unruhe war dadurch vermehrt worden. Er sah die Thürme des Schlosses Chanteau, dem man sich näherte, immer deutlicher hervortreten und bat ganz leise den Gott Israels, sie in eine Wolke zu hüllen, damit er unbemerkt an dem furchtbaren Schloß vorbeikäme.

Zum Glück zeigte sich keine Barke in dem am Fuße des großen Thurmes angelegten kleinen Hafen und kein Mensch war weder auf den Zinnen der Burg, noch auf dem Ufer sichtbar. Er beruhigte sich wieder ein wenig.

Da jedoch gerade dem Schloß gegenüber in der Mitte des Flusses eine Insel lag, so bat er die Schiffer, diese zwischen die Barke und den Wohnsitz des Messire Jehan zu bringen, um wo möglich nicht von Denen bemerkt zu

werden, welche vielleicht auf den kleinen Thürmen Wacht hielten.

Die beiden Schiffer waren damit einverstanden und hatten bald den zu ihrer Rechten sich öffnenden Kanal des Fahrwassers erreicht. Als Jakob sich durch die mit Weiden und Pappeln bewachsene Insel gedeckt sah, athmete er mit erleichtertem Herzen auf. Gerade aber, als sie den schmalsten Punkt der Durchfahrt erreichten, bekam die Barke einen Stoß und blieb stehen. Die erstaunten Schiffer bogen sich über den Rand, um die Ursache zu ermitteln.

„Verdammt! Stricke!" rief der Vorderste; „die Durchfahrt ist versperrt."

„Warum das? wer hat das gethan?" fragte sein Gefährte.

Ehe aber der erste noch antworten konnte, bewog ihn ein lauter Schrei Jakob's, den Kopf emporzuheben und er sah hinter ihnen eine Barke aus dem Schilfe der Insel herauskommen, wo sie sich bis jetzt verborgen gehalten hatte.

Sie trug etwa zehn Bewaffnete, welche ein lautes Geschrei erhoben, indem sie den Reisenden befahlen, sich nicht zu rühren, sondern sie zu erwarten.

Binnen wenigen Augenblicken lagen die beiden Barken Bord an Bord und Landrille sprang mit dem Degen

in der Faust in die, auf welcher sich der Jude und die beiden Schiffer befanden.

Diese beiden letztern waren auf die Knie gefallen und baten um Gnade.

„Steht auf, Ihr Halunken!“ rief Argumentabor, „wir werden sehen, was mit Euch zu thun ist, sobald wir wissen, was Ihr geladen habt.“

„Der Herr Kapitain kann nachsehen,“ antwortete einer der Schiffer zitternd.

„Bei meinem Leben! Habt Ihr weiter nichts an Bord, als dieses erbärmliche Gespinnst?“ fragte der Gascogner.

„Weiter nichts, so viel wir wissen,“ antworteten die Schiffer; „es müßte denn der Ungläubige, der uns gemiethet hat, noch irgendwo etwas versteckt haben.“

Und sie sahen sich nach Jakob um. Dieser aber war gleich beim Erscheinen der Flußpiraten in den innern Raum der Barke geschlichen und hatte sich hinter die Hanfbündel versteckt. Man entdeckte ihn natürlich sofort. Landrille, der ihn ziemlich rauh am Rockkragen aus seinem improvisirten Versteck hervorgezogen, hatte ihn nicht sobald in die Höhe gerichtet, als er ihn erkannte.

„Was Tausend!“ rief er; „das ist ja unser ehema-

liger Reisegefährte von Ancenis. Bei meinem Leben! diesmal hast Du Dich nicht unter unser Geleit gestellt, und ich erkläre Dich für gute Prise."

Der Hebräer faltete die Hände.

„Habet Erbarmen mit einem armen Mann, Herr Räuber!" rief er; „was wollt Ihr mit dieser elenden Ladung machen, die höchstens einem bretonischen Cagot*) etwas nützen kann? Das Ganze ist für Euch nicht die Mühe des Ausladens werth."

„Was sagst Du da, Judassohn?" unterbrach ihn Landrille. „Du willst mir wohl etwas weiß machen? ich erkläre Dir, daß ich die Hand auf einen Schatz gelegt habe."

„Auf einen Schatz!" wiederholte Jakob erschrocken, indem er einen unwillkürlichen Blick nach dem Versteck warf, in welchem sich das gefälschte Geld der Association befand.

„Ich gestehe, daß man es auf den ersten Anblick nicht glauben sollte," fuhr Argumentabor fort, „der äußere Schein ist häßlich und abstoßend — rudis indigestaque moles.**)"

---

*) Die Cagots, die Parias jener Zeit und eine Art Cretins, betrieben größtentheils das Seilerhandwerk.

**) Eine rohe, ungestalte Masse.

Der Blick des Juden ward immer unruhiger und ängstlicher.

„Andere würden ihn sich entgehen lassen, ohne zu ahnen, welchen Werth er hat," hob der Gascogner wieder an, „aber ich weiß, was unter dieser werthlosen Hülle steckt."

„Nun — was denn?" stammelte Jakob.

„Ein Jude!" rief Landrille, indem er ihn am Arme packte, „denn der Schatz bist Du, Jakob! Deine Lumpen bedecken einen Menschen von Gold, und bei der heiligen Dreieinigkeit, wir müssen ihn finden. Heda, Leute! rasch nach Hause! Dort werden wir das Geschäft zum Abschluß bringen."

Der Jude bat und klagte vergebens. Man nahm den Weg nach Chanteau, die beiden Barken wurden an die eisernen Ringe des kleinen Hafens gebunden und Jakob nach dem Schloßthurm geführt.

Eben wollte er mit seinen Führern hineintreten, als mehrere Reiter auf der Straße von Angers erschienen. Landrille machte Halt, um zu sehen, wer es wäre und erkannte bald die Farben des Sire Jehan. In der That war es dieser in Begleitung einiger Knappen.

Als Messire de Chanteau von weitem einen Theil der Besatzung an der Thür des Schloßthurms sah, setzte er sein Pferd in Galopp und war bald zur Stelle. Lan-

drille und seine Kameraden begrüßten ihn mit lautem Geschrei und zogen salutirend die Degen.

„Gottes Kreuz! bewacht Ihr auf diese Weise meine guten Mauern?“ fragte der Schloßherr unwillig. „Was macht Ihr zu dieser Stunde auf offener Straße?“

„Messire kann es sehen,“ antwortete Argumentabor, indem er mit den Augen auf Jakob deutete; „wir haben so eben unsern Flußzoll erhoben.“

Der Sire von Chanteau betrachtete den Juden, der bei seinem Anblick sich erschrocken herumgedreht hatte.

„Bah!“ sagte er mit verächtlichem Lächeln; „der Fang ist sehr mager, wie mir scheint. Was hofft Ihr in dem Beutel dieses Kerls zu finden?“

„Nichts, vermuthe ich,“ antwortete der Gascogner; „aber dieser Ungläubige ist von seltsamer und wunderbarer Beschaffenheit. Messire sieht sein schlechtes zerlumptes Gewand; wohlan, man braucht es nur tüchtig mit einem Eisenstrohhalm zu klopfen, so fallen die blanken Thaler heraus.“

„Wie so?“ fragte der Sire von Chanteau.

„Wie?“ entgegnete Landrille. „Durch die wunderbare Kraft Abrahams, welcher, wie Messire doch wissen muß, seinen Söhnen die Gabe verliehen hat, Ducaten zu schwitzen und Alles, was sie berühren, in Gold zu

verwandeln, gerade wie der selige Midas, ehemals König von Lydien."

„Willst Du sagen, daß dieser Kerl ein Jude ist?" fragte Messire Jehan, dem es einige Mühe machte, die gelehrten Redensarten Argumentabor's zu verstehen.

„Versteht sich," sagte dieser; „stirpe Hebraicus, nomine Jacobus.*)"

„Zum Teufel mit Deiner Sprache von Oc!" rief der Schloßherr, welcher nicht einmal wußte, daß es Lateinisch war; „wenn er wirklich dem verfluchten Volke angehört, so kann er für uns beide dienen. Du hast ihn gefangen, ich gebe ihm Quartier. Er muß also ein doppeltes Lösegeld zahlen."

„Messire besitzt die Gerechtigkeitsliebe eines Salomo und den Scharfsinn eines Aristoteles," sagte Landrille. „Der Jude muß in der That uns beide zufriedenstellen. Arcades ambo, was man frei durch die Worte übersetzen kann: wir brauchen beide Geld."

„Laßt uns diesen Ungläubigen sehen," sagte der Sire de Chanteau, indem er sich von seinem Pferde herabneigte, um Jakob's Züge näher zu betrachten.

Aber dies war keine leichte Sache. Der Jude stand mit tief gesenktem und halb in seinen Kragen von Schaf-

---

*) Von Abkunft ein Hebräer, Namens Jakob.

leder hineingezogenem Kopfe da. Argumentabor aber setzte ihm die Spitze seines Degens unter das Kinn, um ihn zu zwingen, sein Gesicht zu zeigen. Als Messire Jehan es gewahrte, konnte er einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Gottes Kreuz! dieses Gesicht kenne ich!" rief er. „Laßt ihn näher treten, Kapitain! Zwingt ihn mich anzusehen! Ja, bei allen Jungfrauen des Paradieses! ich täusche mich nicht, es ist der Mann aus dem Steinbruche — es ist der Maugars!"

Jakob machte eine Bewegung und ward aschenfahl.

„Der Maugars!" wiederholte Argumentabor, indem er mit einem Ausdruck des Schreckens zurückprallte; „wißt Ihr das auch gewiß, Messire?"

„Sehr gewiß, bei allen tausend Teufeln! sehr gewiß! nur zu gewiß!" rief der Herr de Chanteau wild. „Hat er mir nicht Thaler um Thaler und alle meine Habe abgepreßt, indem er mir versprach, mir das Transmutationswasser zu verschaffen und als ich hinkam, um es zu holen, war der Judas verschwunden!"

„Verzeihung!" stammelte Jakob, „noch heute würde ich es Messire gegeben haben — ich kam zurück —"

„Lüge!" unterbrach ihn Landrille, der durch die sichtbare Angst des vorgeblichen Schwarzkünstlers wieder

ermuthigt ward; „als wir ihn fingen, befand er sich auf dem Wege nach Nantes!“

„Das heißt,“ rief Messire Jehan, „er hat mich wollen zum Narren halten! Tod und Verdammniß! er soll mir dafür Rede stehen. Schützen! bindet ihn mit einer Armbrustsehne die Hände, aber scharf! Vergeßt nicht, das Zeichen des Kreuzes über den Knoten zu machen, dann vermag der böse Feind nichts dagegen auszurichten. Ich will mich in dem Kessel der Hölle sieden lassen, wenn der Ungläubige mir nicht Alles, was er mir gestohlen hat, hundertfach wiedererstattet! Rasch, Ihr Andern, schafft ihn über die Zugbrücke und führt ihn in den Kerker. Ha! Sohn der Verdammniß! Du bedienst Dich des Teufels, um die Christen zu plündern, aber beim wahren Gott! diesmal habe ich Dich und werde mit Reliquien und Weihwasser der Hülfe des Bösen zu begegnen wissen. Also vorwärts, sage ich, in den Kerker!“

Die Bogenschützen schlugen den Juden, um ihn zu zwingen, vor ihnen herzugehen, aber blos mit dem Ende ihrer Bogen und ohne daß sie sich ihm allzu sehr zu nähern gewagt hätten. Es war klar, daß der Name des Maugars einen allgemeinen Eindruck hervorgebracht hatte und mit einiger Geistesgegenwart oder Festigkeit hätte Jakob davon Nutzen ziehen können. Aber die

Energie mangelte dieser Natur gänzlich; die Feigheit paralysirte bei ihr den Haß. Jakob besaß wohl die Geschmeidigkeit und Geduld der Schlange, aber nichts von ihrem Muthe. Die Aussicht auf Martern oder Tod beraubte ihn aller seiner Fähigkeiten, er konnte weder überlegen, noch voraussehen. Nur die Schlauheit war trotz seiner Angst noch in ihm thätig, denn sie war die Basis seines Charakters und das innerste Wesen seiner Seele.

Kaum war er in dem unter dem Thurme befindlichen unterirdischen Gemach angelangt und hatte den Stein aufheben sehen, welcher den Eingang zum Burgverließ, verschloß, als er an allen Gliedern zu zittern begann und rief, daß er den Sire de Chanteau sprechen wolle.

Man setzte diesen von seinem Wunsche in Kenntniß, während der Jude, den Blick auf den Schlund heftend, in welchen man nur mittelst eines Stricks hinabgelangen konnte, bei dem kalten feuchten Hauche schauderte, der in einzelnen Stößen daraus heraufkam und das Licht in der Laterne seiner Führer hin und her bewegte.

Als Messire Jehan erschien, warf der Jude sich mit Geschrei und Thränen auf die Knie nieder. Der Ritter stieß ihn mit dem Fuße zurück.

„Gottes Kreuz! hast Du mich deswegen herunter-

kommen lassen, schmuziger Jude!" rief er zornig; „hast Du mir nicht etwas Anderes zu sagen?"

„Gnade!" stammelte Jakob, dessen Haar sich emporsträubte, „Messire — im Namen Gottes des Schöpfers — der Patriarchen und der Propheten —"

„Unterstehst Du Dir, in meiner Gegenwart Lästerungen auszustoßen?" unterbrach ihn Messire de Chanteau, indem er ihn mit der noch schwer beschuheten Hand in's Gesicht schlug.

„Nein, nein," begann der Jude wieder, indem er die Füße des Edelmanns küßte, „Messire möge sagen, in wessen Namen ich ihn bitten soll. Abraham! Joseph! David!" —

„Vorwärts, werft diesen Schreihals hinunter zu den Nattern und Kröten!" rief Messire de Chanteau.

Zwei Schützen ergriffen Jakob, zogen ihm den Strick unter den Armen durch und zerrten ihn nach der schwarzen Oeffnung, aber er sträubte sich.

„Gnädiger Herr! gnädiger Herr! habt Erbarmen!" murmelte er, von der gräßlichsten Angst gefoltert; „was wollt Ihr? — so eben — Ihr spracht von Lösegeld."

„Ah, hast Du es gehört!" entgegnete Messire Jehan mit höhnischem Gelächter; „wohlan, wir wollen sehen; da Du anfängst zu begreifen, so wird sich von Geschäften sprechen lassen —"

„Redet, Messire, redet!“ rief der Jude, indem er sich kriechend von dem Verließe entfernte.

„Vor allen Dingen,“ sagte Messire Jehan, „versteht es sich von selbst, daß Du mir Alles wiedergeben wirst, was Du mir für das vorgebliche Transmutationswasser gestohlen hast.“

„Ewiger Vater,“ seufzte Jakob mit schmerzlicher Geberde; „dreihundert Goldthaler.“

„Fünfhundert! Sohn des Teufels,“ unterbrach ihn de Chanteau. „Fünfhundert! Aber Du bist mir überdies eine Entschädigung schuldig. Der Justiz verschneidet man die Klauen nur mit einer silbernen Scheere. Ich brauche ohne Verzug dreitausend Thaler in klingender Münze.“

Jakob sprang auf, als ob er mit einem glühenden Eisen berührt worden wäre.

„Dreitausend Thaler!“ wiederholte er. „Berg Sinai! Nur der Herzog wäre im Stande, über eine solche Summe zu verfügen.“

„Glaubst Du?“ fragte Messire Jehan mit boshaftem Lächeln. „In diesem Falle wirst Du Dich an ihn wenden!“

„Heilige Erzväter!“ hub der Jude wieder an, „und wie könnte ich das? Ich beschwöre Euch bei Jesus von Nazareth, Eurem Gotte, verlangt von einem armen

Manne nicht, was er nicht geben kann. Möge ich niemals in das tausendjährige Reich eingehen, wenn ich dreitausend Thaler besitze!"

„Schweig!" unterbrach ihn Messire Jehan mit einem Gemisch von Zorn und Furcht. „Bin ich nicht Zeuge Deiner Macht gewesen? Ist der, welchen Du in meiner Gegenwart in dem alten Steinbruch angerufen, nicht Herr aller Schätze der Erde? Rufe ihn zu Hülfe und Du wirst von ihm erlangen, was ich haben will. — Um Dir übrigens die Unterredung mit ihm zu erleichtern, werden meine Leute Dich sofort in den Kerker der zum Tode Verurtheilten bringen. Heda! laßt den Strick mit dem, was daran hängt, in das Loch hinab."

Die beiden Söldner machten eine Bewegung, um zu gehorchen, Jakob aber hielt sich an einem in die Wand eingemauerten Ring fest, stieß sie mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, von sich und drehte sich rasch zu Messire de Chanteau herum. Der Ausdruck seines Gesichts war verändert. Eine gewisse Entschlossenheit war an die Stelle der Angst getreten, die bis jetzt seine Züge verzerrt hatte, und er rief in heiserm Tone:

„Messire soll seine dreitausend Thaler bekommen — aber unter der Bedingung, daß er mir Dinte, Feder und Papier giebt."

„Das sollst Du haben!" sagte der Schloßherr, dessen Gesicht sich verklärte und der einen seiner Söldner fortschickte, um aus seinem Closet das Verlangte herbeizuholen.

„Messire wird den Brief an die bezeichnete Person nach Angers befördern," fuhr Jakob fort.

„Ja wohl," entgegnete Messire Jehan, „aber wann werde ich das Geld bekommen?"

„Sobald als man es zusammengebracht haben wird."

„Und bis dahin wirst Du hier in Gewahrsam bleiben," setzte Messire Jehan hinzu, indem er auf das Verließ zeigte.

Jakob zuckte zusammen.

„Und wenn die Summe bezahlt ist?" fragte er.

„Wirst Du blos den Kapitain Landrille zu bitten haben, Dir den Strick hinab zu reichen, denn er hat auch ein Recht, von solchen Reisenden, wie Du bist, eine Gebühr zu erheben, Ihr werdet Euch aber schon verständigen. — Hier ist, was Du verlangtest. Bindet ihm die Hände los, damit er an seine Mitjuden schreiben könne. Ach, ich bin noch allzugelind gewesen. Ich hätte das Doppelte verlangen sollen — sechstausend Goldthaler — aber wie man zu sagen pflegt, es ist noch

nicht aller Tage Abend. Also hier, ungläubiger Hund, rasch den Brief.“

Jakob, dessen Hände mittlerweile frei gemacht worden waren, ließ sich auf ein Knie nieder, legte das Pergament auf das andere und begann den Brief zu schreiben, welcher seine Befreiung herbeiführen sollte. Er war in hebräischer Sprache abgefaßt und lautete folgendermaßen:

„Brüder in Israel!

„Möge die rechte Hand des Allerhöchsten Euch aufrecht halten. Von mir hat sie sich heute abgezogen und mich mit meiner Barke dem Messire Jehan von Chanteau überliefert, der mich in seinem Burgverließ gefangen hält und mir blos gestattet, Euch zu schreiben, um von Euch dreitausend Goldthaler als Lösegeld zu verlangen.

„Der Verlust einer solchen Summe aber würde für unsere Association allzu nachtheilig sein. Es ist daher besser, daß einer unserer Brüder sich in die Wohnung des Herzogs begebe, und nachdem er sich eine gerechte Belohnung ausbedungen, ihn vor einem großen Complott warne, welches auf Anstiften des Grafen von Alizi unter dem Adel von Anjou gegen ihn geschmiedet wird, unter dem Hinzufügen, daß sein Diener Jakob der Einzige im Herzogthume ist, der ihm alle Einzelnheiten darüber mit-

theilen kann und daß er ihn deshalb ohne Verzug aus den Händen des Sire von Chanteau befreien müsse, welcher eins der Häupter des Complotts ist. Auf diese Weise bei meiner Befreiung interessirt, wird der Herzog dafür Sorge tragen und sie durch Gewalt oder Geld auswirken, so daß unsere Association anstatt Schaden nur Vortheil davon haben wird.

„Alles dies wird der Achtsamkeit unserer Brüder und dem Schutze des Allerhöchsten anvertrauet durch seinen treuen Diener Jakob.“

So wie der Jude schrieb, schien er sich immer mehr wieder zu fassen und ein Blitz der Freude und des Hasses funkelte in seinem Auge. Der Gedanke, daß seine Häscher selbst das Mittel liefern würden, um sie zu hintergehen, stellte ihn in seiner eigenen Achtung wieder her. Seine Schlauheit trug dann den Sieg davon und die nun in Aussicht stehende Rache beschwichtigte zum Theil seinen Schrecken. Nachdem der Brief gesiegelt und überschrieben war, ließ er sich daher ohne allzugroßes Entsetzen in die tiefe, schaurige Gruft hinab.

XXXVIII.

Bernet auf dem Schlosse Baugé. — Vergnügungen. — Eine Eberhatz. — Das Ungewitter. — Die unterbrochene Unterhaltung der Liebenden. — Herausforderung des Sire de Chanteau.

Während dies bei dem Sire de Chanteau vorging, hatte Bernet die Einladung des Ritters von Baugé angenommen, der ihm seine Besitzungen zeigen wollte, und alle waren zusammen nach dem Schlosse Baugé abgereist.

Messire Gerard entwickelte jene gastfreundliche Prachtliebe, die ihm eigen war, und Fräulein Yolande versäumte nichts, was den Aufenthalt auf dem Schlosse angenehmer machen konnte.

Man erschöpfte der Reihe nach alle Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die damals gebräuchlich waren.

Nach der Jagd und den ritterlichen Uebungen kamen die frommen Ceremonien. Der Sire von Baugé befahl, die Reliquien seiner Kapelle zur Schau zu stellen und ließ die Orgel spielen, was eine ganz neue und wunder-

bare Maschine war. Es wurden so verschwenderische Gelage veranstaltet, daß man dabei mit Zuckerstaub bestreuete Torten auftrug, was man gewöhnlich selbst bei dem Herzog von Anjou nicht sah, und endlich kam der Kaplan dem edlen Fräulein zu Hülfe, um ihr ihren Gast durch alle Arten Geistesspiele unterhalten zu helfen. Er gab ihm Räthsel, Logogryphen und Bilderräthsel auf, die ihn in große Verwunderung setzten und deklamirte kleine lateinische Gedichte, deren Verse sämmtlich mit einem und demselben Buchstaben anfingen. Andere waren so sinnreich abgefaßt, daß sie, wenn man sie geschrieben sah, Lanzen oder brennende Herzen vorstellten.

Mitten unter diesen ausgesuchten Vergnügungen nahm die Liebe des Grafen von Alizi immer mehr zu und auch Fräulein Yolande schien seine Nähe immer angenehmer zu finden. Die erste Zurückhaltung des jungen Mädchens verschwand von Tag zu Tage; sie begann Bernet's Blicke zärtlicher zu erwiedern, sie hörte ihn mit innerer Bewegung, sie schien sich über seine Geständnisse zu freuen, sie ermuthigte seine Betheuerungen. Ohne noch seiner Liebe offen geantwortet zu haben, ließ sie doch allen Hoffnungen freies Feld, und der ganz in seinen Liebestaumel versunkene Sohn der Meshaine wagte nicht, die Entwickelung zu übereilen.

Gleich dem Menschen, der sich von einem wonnigen Traume gewiegt fühlt und aus Furcht, das Erwachen zu beschleunigen, sein Glück in Frage zu stellen vermeidet, verlängerte er mit einem gewissen Wohlgefallen seine ersten Freuden und hielt den Becher an die Lippen, ohne zu trinken.

Mittlerweile war von Messire Gerard, welcher dem Grafen von Alizi seine schönen Forsten zeigen wollte, eine große Jagd angekündigt worden. Die Pikenierer wurden abgeschickt, um das Wild aufzusuchen und die Fröhner der Herrschaft, um den Zugang leichter zu machen.

An dem bestimmten Tage machten sich die mit ihren mit Eisen beschlagenen Saußpießen bewaffneten Jäger, von einer zahlreichen, bellenden Meute umringt, auf den Weg.

Diese letztere ward durch einen schottischen Hund von riesiger Größe angeführt, dessen Leib durch eine Art Panzerhemd vor den Hauern der Wildschweine geschützt war.

Auf einem mit Sammet und Seide geschmückten spanischen Hengste sitzend, hatte Bernard Messire Gerard und dessen übrige Gäste den Pikenierern auf dem Fuße folgen lassen, während er selbst in Yolandens Gesellschaft nachfolgte. Hinter ihnen in einiger Entfernung

kamen zwei Zofen, ein Page und der alte Stallmeister des Fräuleins von Baugé. So gewissermaßen allein, konnten der Sohn der Meshaine und seine Begleiterin ungehindert mit einander sprechen, ohne gehört zu werden, aber glücklich, sich so nahe bei einander zu fühlen, begnügten beide sich mit dem Anschauen. Kaum wagte Bernet von Zeit zu Zeit ein Wort in der einzigen Absicht, die Stimme Yolandens zu hören. Diese antwortete mit einem Lächeln, ihre Blicke kreuzten sich wie Flammen und dann versanken beide wieder in ihr trunkenes Schweigen.

Mittlerweile ward die Sonne heiß, Staubwolken wirbelten empor und die Pferde keuchten unter ihrem von Gold, Silber und Stahl glänzenden Geschirr, als man endlich das Dickicht erreichte.

Hundertjährige Bäume bildeten ein ungeheures Gewölbe, in welches Pikenierer, Jäger und Hunde hineindrangen. Das Geräusch der Hufschläge verstummte sofort, weil hier ein reicher Moosteppich den Boden bedeckte, der Staub verschwand und ein frischer Wind fächelte in den Zweigen. Bald näherte man sich einem der durch die Pikenierer entdeckten Lager und das niedergetretene Gras und die zerbrochenen Reiser verriethen die Fährte des Wildschweins.

Messire Gerard traf alle Anstalten zum Angriff auf

das Thier. Die Jäger stiegen ab und wurden auf ihre Posten vertheilt und der Oberpikenierer rief die Hunde zusammen und ging mit ihnen auf das Dickicht los.

Fräulein Yolande war in einiger Entfernung unter dem Schutze einiger bewaffneten Diener und nicht weit von Bernet gelassen worden. Das Bellen der Meute zeigte bald an, daß sie das Wildschwein aufgespürt hatten. Anfangs nur gedämpft und gleichsam ängstlich, ward dieses Gebell bald heftiger und wüthender. Von Zeit zu Zeit ertönte die Stimme des Pikenierers, um die Hunde anzuhetzen, welche sich bemüheten, das Thier aus seinem Versteck hervorzutreiben.

Endlich antwortete ein furchtbares Grunzen und beinahe in demselben Augenblick erscholl das Geheul der verwundeten Hunde. Der Eber war hervorgestürzt und hatte zugleich zweien seiner Feinde den Leib aufgeschlitzt.

Nun sah man das Gebüsch sich bewegen, ein wildes Schnauben ließ sich hören und das Thier erschien, verfolgt von der gierigen Meute. Es war von ungeheurer Größe, glänzend schwarz und sein blutfarbenes Auge schoß grimmige Blitze. Gerade aus mit gesenktem Kopf vor sich hinrennend, durchbrach es die erste Linie der Jäger so rasch und ungestüm, daß kein Spieß es erreichen

konnte und verschwand bald in dem dichtbelaubten Labyrinth des Waldes.

Mittlerweile setzten die Hunde die Verfolgung fort, der man mit dem Ohre, wenn auch nicht mit den Augen, folgen konnte, indem man die Richtung des Gebelles hörte, welches sich von Zeit zu Zeit mit dem Pfeifen der Diener und dem Geschrei der Jäger mischte. Alles dies grollte und toste einige Zeit unter den grünenden Laubgängen, entfernte sich immer mehr und mehr und ging endlich in der Ferne in ein verworrenes verhallendes Geräusch über.

Bernet, der mit den andern Gästen wieder zu Pferde gestiegen war und sich mit ihnen zur Verfolgung des Ebers auf den Weg machen wollte, ward plötzlich durch einen Ruf Yolandens zurückgehalten, welche durch den Anblick und das Vorüberrennen des wilden Thiers gewaltig erschreckt worden war. Aus Furcht, daß es wiederkommen könne, bat sie den Grafen von Alizi, sie nicht zu verlassen und beide machten sich neben einander auf den Weg, nach der großen Lichtung, welche zum Sammelplatz bestimmt war.

Mittlerweile hatte der Himmel sich allmälig überzogen, trotz des Schattens ward die Hitze förmlich erstickend; dumpfer Donner begann in der Ferne zu grollen und die, so zu sagen, krampfhaft bewegten Blätter ließen

jenes seltsame Rauschen hören, welches die Ungewitter verkündet. Schon schlugen dann und wann große Regentropfen durch das bewegliche Dach des Waldes und die durch ihren Instinkt gewarnten Vögel suchten Schutz in hohlen Bäumen oder in den Schlupfwinkeln der Felsen.

Fräulein Yolande, welche voraussah, daß die zerstreute Jagd nicht zögern würde, Zuflucht nach der großen Lichtung zu nehmen, befahl den Dienern, welche ihr als Escorte dienten, fortzugaloppiren, um ohne Verzug das Jagdzelt aufschlagen zu lassen; der alte Stallmeister selbst ward den Lebensmittellieferanten entgegengeschickt, um sie zur Eile anzutreiben und das Fräulein blieb in Gesellschaft ihrer beiden Zofen unter der einzigen Obhut des Grafen von Alizi.

Sie schien dies nicht eher zu bemerken, als bis es nicht mehr Zeit war, die ertheilten Befehle zurückzunehmen. Als sie sich umsah und diese Einsamkeit gewahrte, vermochte sie einen leichten Schrei der Bestürzung nicht zu unterdrücken. Bernet suchte sie leise zu beruhigen.

„Was kann Fräulein Yolande unter der Obhut Dessen fürchten, dessen Königin und Herrin sie ist?“ sagte er.

„Nichts, glaube ich,“ antwortete das Fräulein er-

röthend, „aber doch ist es sonderbar, die Tochter des Sire von Baugé allein mit ihren Zofen unter der Obhut eines fremden Ritters reiten zu sehen.“

„Fräulein Yolande braucht blos ein Wort zu sagen, wenn er dies zu sein aufhören und ein Recht auf dieses heilige Amt haben soll,“ bemerkte Bernard ganz leise.

Das Fräulein vermied darauf zu antworten.

„Ich muß mir selbst Vorwürfe darüber machen, daß ich Messire auf diese Weise von der Jagd fern halte,“ hob sie nach einer kurzen Pause wieder an, „um so mehr, als mein Vater sie blos um des Grafen von Alizi willen veranstaltet hatte und ich ihn für einen eifrigen Liebhaber dieses edlen Vergnügens hielt.“

„Nein, bei meiner Seligkeit,“ antwortete der Sohn der Meshaine gleichgültig, „es ist dies das erste Mal, daß ich einem solchen Feste beiwohne.“

Yolande sah ihn überrascht an.

„Heilige Jungfrau!“ rief sie; „besitzt denn Messire auf seinen Gütern weder Gehege noch Forsten?“

„Verzeihet,“ unterbrach sie Bernet, indem er ein verlegenes Lächeln versuchte; „ich glaube, der Graf von Alizi ist nicht entblößt von dem, was den Stolz einer edelmännischen Besitzung ausmacht —“

„Nein,“ entgegnete das Fräulein lebhaft, „denn

Viele haben mir die Größe und Schönheit seines Besitzthums gerühmt. Doch möchte ich wissen, ob sie wahr gesprochen haben. Will Messire mir nichts von der Herrschaft erzählen, die ihn hienieden als ihren Herrn anerkennt?"

„Wozu?" fragte der Sohn der Meshaine etwas unangenehm berührt.

„Damit ich sie sogleich wiedererkenne, wenn Gott mich jemals in das schöne Königreich Neapel führen sollte," entgegnete Yolande lächelnd. „Laßt uns sehen, ob Messire wirklich seine Grafschaft so genau kennt, wie es die Pflicht eines guten Herrn ist."

Bernard fürchtete, daß eine Weigerung seltsam erscheinen und Anlaß zu Mißtrauen geben könne. Wie Alle, welche von einer Lüge bedrückt werden, glaubte er überall Argwohn durchblicken zu sehen. Er zählte daher rasch nach den Andeutungen, die er von dem angeblichen Don Sanchez erhalten, die Güter, Dörfer, Schlösser und Forsten der Grafschaft Alizi her. So wie er in dieser Aufzählung weiter vorschritt, gewannen Yolandens Züge einen immer freudigeren und triumphirenderen Ausdruck und sie heftete auf ihn zärtlichere Blicke, als dies bis jetzt jemals der Fall gewesen. Ihre Aufmerksamkeit ward durch seine Worte so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht auf das Gewitter achtete,

welches rasch heranzog und sie ward erst wieder durch den Schrecken ihrer Zofen darauf aufmerksam gemacht, welche sich mit Ausrufungen der Angst und Furcht näher herbeidrängten.

In der That begann die Lage eine sehr kritische zu werden. Die Blitze, welche in immer kürzeren Zwischenräumen auf einander folgten, schienen zuweilen den Forst in helle Flammen zu setzen, während gleich darauf wieder pechschwarze Finsterniß eintrat. Wilde Windstöße beugten die Bäume bis zur Erde nieder, der Donner hallte an zwei entgegengesetzten Punkten des Horizonts, als ob die Gewitterwolken einander entgegenzögen. Plötzlich vereinigten sie sich zu einem fürchterlichen Schlage, von welchem der Forst erbebte. In demselben Augenblick öffneten sich die Schleußen des Himmels und der auf das grüne Laubdach niederschlagende Regenguß durchbrach es mit lautem Geprassel, indem er eine Wolke von Blättern und zerschmetterten Zweigen mit herunterbrachte.

Die erschrockene Yolande hatte sich dicht an Bernet's Seite geflüchtet. Dieser ergriff den Zügel ihres Rosses, schauete sich ringsum und gewahrte einen Felsen, dessen überhängender Gipfel eine Art Schutzdach bildete. Hierher flüchtete er sich mit dem Fräulein.

Die beiden von Schreck betäubten Zofen waren von ihren Maulthieren herabgeglitten und hatten sich unter

einige, ihre Aeste durcheinander verschlingende Bäume geflüchtet. Der Regen stürzte mit solcher Gewalt herab, daß er gleichsam einen Vorhang bildete, welcher kaum einige Schritt weit zu sehen erlaubte.

Unter dem Felsen haltend, ohne abgestiegen zu sein, sahen sich der Graf von Alizi und das Fräulein von Baugé durch Aufregung und Einsamkeit einander nahe gerückt. Die beiden Rosse drängten sich mit gespitzten Ohren, offnen Nüstern und den Schwefelgeruch des Gewitters mit sichtbarer Angst athmend, dicht an einander.

Die durch die raschen Bewegungen der Flucht halb ihres Kopfputzes beraubte Yolande hatte die Wogen ihres blonden Haars auf ihren Hals herabfallen lassen. Sie war bleich, und durch den Schrecken und die Furcht zärtlicher gemacht, neigte sie sich zu Bernet, welcher einen Arm ausgestreckt hatte, um sie zu halten. Bei jedem Donnerschlage zuckte sie mit einem Schrei zusammen und Alizi drückte sie fester an seine Brust. Schon fühlte er, wie Yolandens Herz pochte. Er erbebte unter dem Hauch ihres Athems, der bittende Blick des jungen Mädchens schien sich mit dem seinen zu verschmelzen.

Ganz außer sich, hob er sie in seinen Armen empor und begann in ihr Ohr Alles zu murmeln, was seine

wahnsinnige Liebe ihm eingab. Yolande hörte, augenscheinlich zwischen Freude und Furcht schwankend, ihn an, ohne ihm Schweigen zu gebieten. Bei jedem Grollen des Donners erwachte sie und so oft Ruhe eintrat, gewann ihr Rausch wieder die Oberhand.

Keins von beiden hätte sagen können, wie lange diese unterbrochene Extase dauerte. Aber die Blitze waren bleich geworden, der Schall des Donners verhallte in der Ferne und der Himmel begann sich aufzuklären, aber die Liebenden bemerkten es nicht, sondern blieben in ihre Verzückung versunken.

Allmälig hatte Yolande, welche der Donner nicht mehr schreckte, durch halbgestammelte Worte, dann durch bestimmtere und endlich durch ein Geständniß geantwortet.

Als Bernet dies vernahm, stieß er einen so wahnsinnigen Freudenruf aus, daß der Wald davon wiederhallte. Er drückte Yolanden an sein Herz, neigte sich über ihr zurückgebogenes Gesicht und drückte darauf einen Kuß, der durch zwei laut aufschreiende Stimmen unterbrochen ward.

Alizi und das Fräulein dreheten sich herum. Die Sires von Baugé und Chanteau hielten vor Bestürzung unbeweglich nur wenige Schritte von ihnen.

Messire Jehan war der Erste, welcher Worte fand.

„Gottes Kreuz!“ rief er, den Jagdspieß hebend, den er in der Hand hielt; „ist das Eure Art und Weise einen Eber zu hetzen, Herr Italiener?“

„Laßt das, Sire de Chanteau,“ unterbrach ihn Gerard. „Es geht mich an. Ich will mit dieser pflichtvergessenen Tochter und diesem ehrvergessenen Ritter sprechen.“

„Haltet Euch nur an mich, Messire,“ wendete Bernet mit einer Dreistigkeit ein, die er aus seinem Glücke schöpfte. „Ich allein habe gesündigt, wenn es eine Sünde ist, dem edlen Fräulein eine reine und vollkommene Liebe zu bekennen.“

„Gottes Kreuz! nennt Ihr das ein einfaches Geständniß!“ entgegnete Chanteau zornig; „wollt Ihr vielleicht leugnen, was meine Augen soeben gesehen haben?“

„Wer redet von Leugnen?“ entgegnete Alizi stolz. „Ich habe Messire de Baugé, dem ich allein hier das Recht zugestehe, mich zu fragen, schon gesagt, wie ich soeben durch Fräulein Yolande eine Bewerbung habe aufnehmen sehen, die ich ihm heute noch selbst vorgetragen haben würde.“

„Also, Messire, es handelt sich um ein ernstes Ehelichungsversprechen?“ unterbrach ihn Messire Gerard.

„Wer wollte wagen, daran zu zweifeln?“ rief Ber-

nard mit Wärme. „Ich kenne keinen höhern Ehrgeiz, als daß Fräulein Yolande mit Erlaubniß des Sire Baugé und dem Segen des Kaplans mein ehelich Gemahl werde.“

Das Antlitz des Vaters erheiterte sich.

„Das ist ein christlicher ehrbarer Antrag, den jeder Edelmann hören kann,“ sagte er. „Wir werden auf dem Schlosse weiter darüber sprechen; mittlerweile möge Fräulein Yolande eine ihrer Zofen rufen, um die durch den Gewittersturm verursachte Unordnung in ihrem Anzuge beseitigen zu lassen, denn ihr Haar flattert im Winde, wie eine Fahne im Kampfe. Wir begeben uns jetzt nach der großen Lichtung, Messire; ich setze voraus, daß Ihr dieser Närrin noch ferner als Führer und Ritter dienen wollt.“

Indem der Ritter von Baugé dies sagte, lächelte er, und man sah, daß das Begehren des Grafen von Alizi schon im voraus von ihm bewilligt war.

De Chanteau, der sich bis jetzt kaum zu fassen vermocht, brach nun los.

„Tausend Teufel! Läuft die Sache da hinaus?“ rief er. „Hat Messire Gerard schon sein Versprechen vergessen?“

„Was wollt Ihr sagen?“ fragte der Ritter von Baugé in stolzem Tone.

„Ich will sagen," entgegnete Jehan, „daß ich bis jetzt die Hand des Fräuleins Yolande als mein Eigenthum habe betrachten müssen, dieweil Messire niemals etwas dagegen geäußert und mir volle Freiheit gelassen, meine Bewerbung zu betreiben."

„Und ist Messire's Bewerbung von Erfolg begleitet gewesen?" fragte Gerard mit ironischem Ausdruck.

Dem Angeviner Edelmann stieg das Blut in's Gesicht.

„Gottes Kreuz! Es würde dies der Fall gewesen sein, wenn der Italiener nicht gekommen wäre!" rief er wild. „Bis dahin hatte Fräulein Yolande keine Weigerung entgegengestellt, und die Sache war in den Augen Aller ebenso wie in den meinigen abgemacht, aber die schönen Rosse, die schönen Knappen und schönen Herrschaften in Neapel haben das gegebene Wort vergessen lassen."

Messire de Baugé wollte antworten, de Chanteau aber unterbrach ihn heftig und rief:

„Zum Teufel mit Eurem hochtrabenden Geschwätz! Thut nach Eurem Belieben, aber ich will ewig verdammt sein, wenn der Italiener Nutzen davon hat."

„Und wie hofft Ihr ihn daran zu verhindern, Messire?" sagte Bernet, indem er an Jehan heranritt.

Dieser musterte ihn mit wüthenden Blicken.

„Du willst es wissen!“ rief er. „Wohlan, höre! Dir, Sire von Alizi, sich so nennendem Ritter des Landes Neapel, werfe ich, de Chanteau, Ritter des Herzogthums Anjou, hier meinen Handschuh hin und fordere Dich heut auf den dritten Tag auf den großen Platz zum grünen Kreuze, wo Du mich mit Schwert, Dolch, einfachem Panzerhemd und einem Zeugen finden wirst, um zu kämpfen ohne Stillstand noch Pardon, bis einer von uns todt an der Erde liegt, Amen!“

Mit den letzten Worten warf er den hirschledernen Handschuh, den er von seiner rechten Hand gezogen, auf das Gras. Alizi sprang rasch vom Pferde und hob ihn so schnell auf, daß der Sire de Baugé nicht Zeit hatte, sich einzumischen. „Angenommen!“ rief Bernet, indem er sich wieder auf sein Roß schwang und das Pfand des Kampfes schwenkte; „übermorgen wird einer von uns sein Tagewerk vor Gott beschließen!“

Messire Jehan bestätigte dies durch eine nachdrückliche Geberde, warf dann rasch sein Roß herum und verschwand im Galopp unter den Baumgängen des Waldes.

Der zwischen Bernet und de Chanteau verabredete Kampf wich ein wenig von dem Gebrauche der damaligen

Zeit ab. Es kam in der That ziemlich selten vor, daß der Haß der Ritter des Mittelalters sich durch den Einzelkampf zu befriedigen suchte. Jeder Gegner pflegte vielmehr seine Freunde zu versammeln und der Kampf gewann dann das Ansehen einer förmlichen Schlacht; das Alleinsein des Grafen von Alizi aber, welcher fremd und nur erst vor Kurzem in Anjou angekommen war, rechtfertigte diese Abweichung von den Gebräuchen des Adels. Die Herausforderung war überdies in der Hitze des Zorns erlassen und mit dem Stolz des Triumphs angenommen worden.

Nachdem die Sachen einmal so weit gekommen waren, begriff der Sire de Baugé, daß jede Einmischung vergeblich sein würde, und versprach seinem Gast blos, ihm als Zeuge zu dienen.

Was Yolanden betraf, so ward sie gleichzeitig von Freude und Furcht bewegt. Die Bewerbung des italienischen Ritters erfüllte ihre höchsten Wünsche; aber die Gefahr, welcher er sich ausgesetzt, raubte ihrem Glück alle Sicherheit. Sie konnte ihre Angst nicht verbergen. Bernet schnitt ihr das Wort ab.

„Habet Vertrauen, schöne Freundin,“ sagte er mit dem Lächeln der Sicherheit. „Ich fühle mich jetzt stark genug, um mit einem ganzen Heer zu kämpfen. Wer hat wohl jemals Euern wackern Fluß in seinem Laufe

aufzuhalten vermocht? Eben so ist es mit der aufrichtigen, treuen Liebe. Nach Euch neigt sich mein Hang und wehe Dem, der sich vor mich stellt, um mich aufzuhalten.“

Und dann begann er, ganz seinem Zauber sich hingebend, seine süßen Geständnisse, seine Schwüre, seine Versprechungen und das Herz des jungen Mädchens ward allmälig ruhiger.

Auch Messire de Baugé schien von der besten Hoffnung beseelt zu sein. Da ihm an Alizi's Siege gelegen sein mußte, so gab er ihm einige Rathschläge, machte sich anheischig, sich selbst mit seiner Ausrüstung zu beschäftigen und machte ihn mit den verschiedenen Kunstgriffen seines Gegners bekannt, gegen die er sich zu vertheidigen hatte, oder von denen er Nutzen ziehen konnte.

Der Sohn der Meshaine hörte ihn mit stolzer Ruhe an. Kein Zweifel erschütterte seine Seele und im Taumel seiner Freude glaubte er jetzt schon den Sieg errungen zu haben.

Mittlerweile hatten die unvorhergesehenen Ereignisse des Tages alle Gemüther von der Jagd abgewendet. Das nur eben erst vorübergezogene Ungewitter schien übrigens von einer andern Seite her abermals zu drohen;

die Hörner bliesen zum Heimzuge, man rief die Meute zusammen und nach kurzer Ruhe auf der großen Lichtung machte sich der ganze Zug wieder auf den Weg nach dem Schloß.

XXXIX.

Don Sanchez kommt abermals zum Vorschein. — Erklärungen. — Bernet findet seine Mutter wieder. — Geschichte der Meshaine.

Am Abend des Tages der großen Jagd umringten zahlreiche Gäste die ungeheure in dem großen Saale des Schloßes Baugé angerichtete Tafel. An dem obersten Ende auf einem erhöheten Sessel saß der Schloßherr, welcher bei dem Gelag den Vorsitz führte und zu seiner Rechten und Linken befanden sich die Eingeladenen nach der Reihenfolge ihres Ranges. Der Graf von Alizi nahm den ersten Platz neben Fräulein Yolande ein, mit welcher er ganz leise zärtliche Reden wechselte, die ihr bald ein Lächeln entlockten, bald ihre Wangen dunkler erglühen ließen.

Dann kamen, weiter nach dem Fuße der Tafel zu, die Burgherren aus der Umgegend, einige Priester oder Gelehrte und die Diener des Hauses.

Ganz unten saßen Mönche, Pilgrime, Reisende,

arme Wanderer, welche das Ungewitter gezwungen hatte, ein Obdach in dem Schlosse zu suchen und die hier eine Gastfreundschaft fanden, die nur wenige Edelleute verweigerten. Aber sie saßen auf einfachen Schemeln und man setzte ihnen in irdenen Gefäßen oder zinnernen Näpfen die weniger wohlschmeckenden Ueberreste der Speisen vor. Ihre Zahl war so bedeutend, daß sie beinahe ein Drittel der Tafel einnahmen, was den Herrn von Baugé zu verwundern schien.

„Mögen alle Heiligen mich beschützen! Sind denn die Straßen so mit Reisenden bedeckt, daß ein Windstoß und ein Regenguß uns eine solche Menge davon über den Hals schicken!" rief er, indem er seine Blicke über diese zufälligen Gäste schweifen ließ. „Heda, Leute! ist denn ein Jahrmarkt in der Nachbarschaft oder giebt es einen neuen wunderthätigen Heiligen in der Grafschaft?"

Diese Frage, die an keinen der Reisenden speziell gerichtet war, würde ohne Antwort geblieben sein, wenn ein Mönch, der mit im Schatten seiner Kapuze verstecktem Kopfe aß, sich nicht endlich entschlossen hätte, das Wort zu ergreifen.

„Möge die Dreieinigkeit Dich segnen, Messire," sagte er, indem er sich das Zeichen des Kreuzes auf die Brust machte. „Die, welche der Zufall an Deinem

Tische versammelt hat, kommen von allen vier Himmelsgegenden auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Absichten und ohne sich zu kennen. Das Ungewitter hat sie unter dieses Dach getrieben, der erste Sonnenstrahl wird sie wieder zerstreuen, aber es würde sich Niemand zu wundern brauchen, wenn Edelleute, Bürger und Knechte bald die Straße bedeckten und weit von der Hauptstadt des Herzogthums hinwegflöhen."

„Warum das?" fragten mehrere Stimmen.

„Weil dort ein schlechter Wind zu wehen anfängt," fuhr der Mönch fort. „Seit drei Tagen läuten die Sterbeglocken unaufhörlich und die Todtengräber durchwühlen den Kirchhof Tag und Nacht."

Alle Gäste brachen in ein Murmeln des Schreckens und banger Neugier aus.

„Heiliger Aubin! Sollen wir von einer neuen Pest heimgesucht werden?" rief Yolande.

„Man fürchtet es, edles Fräulein," entgegnete der Mönch; „auch sind schon öffentliche Gebete anbefohlen worden."

„Gott verdamme mich! Galgen sollte man aufrichten!" unterbrach ihn der Sire de Chanteau. „Alle diese Uebel kommen uns von den nichtswürdigen Schwarzkünstlern. Unsere Städte sind jetzt voll von Nekromanten und die Straßen mit Gauklern und Wahrsagern

bedeckt. Bei meiner Seele! wenn der Herzog von diesen seine Lande reinigte, so würden die Seuchen verschwinden, wie Wolken, welche der Wind hinwegscheucht.“

Ein Murmeln des Beifalls erhob sich unter den Gästen und verbreitete sich immer weiter. Der Ritter von Chanteau hatte in der That so eben die herrschende Meinung der damaligen Zeit ausgesprochen. Bernet allein schwieg. Seitdem der Mönch das Wort ergriffen, hörte er ihn mit einem gewissen Grade von Ueberraschung und Unruhe. Obschon die Stimme langsam, tief und, so zu sagen, gefaßt war, so glaubte er doch, sie zu erkennen. Nach kurzem Schweigen hob Messire Gerard wieder an:

„Obschon Ihr uns schlimme Nachrichten bringt, ehrwürdiger Vater,“ sagte er, indem er sich wieder an den Mönch wendete, „so heißen wir Euch doch willkommen, eben so wie Alle, welche uns hören und da Ihr der Einzige seid, welcher gesprochen, so reichet in ihren Namen Euern Humpen, denn Ihr werdet Euch nicht weigern, den Wein des Burgherrn zu kosten und ihm Freude und Gesundheit zu wünschen.“

Indem Messire Gerard dies sagte, gab er dem Mundschenk ein Zeichen und dieser füllte den zinnernen Becher des Mönchs. Letzterer erhob sich.

„Glück und Wohlergehen dem edlen Ritter von Baugé!" sagte er mit stärkerer Stimme, „eben so wie seinem Gast und Freund, Messire Alizi!"

Diesmal konnte Bernet eine Bewegung nicht unterdrücken. Fräulein Yolande fragte ihn, ob er den Mönch kenne.

„Ich weiß es nicht," sagte der junge Mann, „aber eben jetzt schien es mir — ich glaubte —"

„Was die Wahrheit ist," setzte der Mönch hinzu; „denn Messire Alizi und ich sind alte Freunde." Mit diesen Worten schlug er seine Kapuze zurück und der Sohn der Meshaine stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Don Sanchez!" stammelte er.

„Früher," unterbrach ihn der Mönch lebhaft; „jetzt aber Bruder Sanchez, wie schon dieses Gewand verräth!"

„Das ist aber ein unerwartetes Glück!" rief Gerard lachend; „ist der ehrwürdige Bruder vielleicht auch aus unserem schönen Königreich Neapel?"

„Ihr habt es errathen," entgegnete der Mönch.

„Und also kennt Ihr Messire Alizi schon seit langer Zeit?"

„Seit seiner Geburt."

„Heda, Page," rief der Herr von Baugé, „bringt den Sessel des ehrwürdigen Bruders hierher und gebt

ihm einen Teller, damit ich ihn mit meiner eigenen Hand bediene. Bei Gott! man soll mir nicht nachsagen, daß ich einem Landsmann und alten Freund des Grafen von Alizi nicht die gebührende Ehre erwiesen habe. Hierher, mein ehrwürdiger Freund, zu meiner Linken — und Du, Page, fülle den Humpen — bis zum Rand! ich will mit Bruder Sanchez auf diese glückliche Begegnung anstoßen."

Der Mönch hatte sich ohne Widerrede genähert und die durch den Schloßherrn ausgebrachte Gesundheit angenommen; Bernard aber schien, weit entfernt, sich dem freundlichen Empfange, welchen der Ritter von Baugé dem Mönch angedeihen ließ, anzuschließen, kalt und gewissermaßen verlegen zu sein.

Yolande, welche dies bemerkte, fragte ihn leise und fast im Tone des Vorwurfs, ob der Anblick des Mönchs ihm Sehnsucht nach seinem Vaterlande einflöße. Bernet protestirte gegen eine solche Voraussetzung, aber in gezwungenem und verlegenem Tone.

Don Sanchez' Anwesenheit hatte ernsthafte Befürchtungen in ihm erweckt. Was wollte er? Wozu diese Verkleidung? War sie nicht die Verkündung irgend eines unerwarteten Ereignisses?

Während er sich so in Muthmaßungen verlor und durch seine Unruhe und die Aufmerksamkeit in Anspruch

genommen ward, welche er den Worten Yolandens widmen mußte, hatte der Sire von Baugé mit leiser Stimme eine Unterredung mit dem Mönch begonnen.

Er fragte ihn unter allerlei Umschweifen nach dem Adel der Herren von Alizi, nach ihren Besitzungen und dem Ansehen, dessen sie sich im Königreiche Neapel erfreuten.

Sanchez' Antworten waren ohne Zweifel in jeder Beziehung günstig, denn nachdem der Burgherr sie angehört, wendete er sich mit freundlicher Miene zu dem Sohn der Meshaine, ließ seinen Humpen füllen und wollte zu seiner Ehre eine neue Gesundheit ausbringen.

Der Mönch nahm sie an, aber es war die letzte. Indem er, sobald er seinen Becher geleert, aufstand, erklärte er, das Unwetter sei vorüber und er wolle den schönen Abend benutzen, um seine Reise weiter fortzusetzen. Er hatte, wie er sagte, die Absicht, sich nach Nantes zu begeben, um sich dort einzuschiffen und indem er sich Vernet näherte, fragte er ihn, ob er ihm nichts aufzutragen hätte. Es geschah dies mit einer Miene, welche dem jungen Mann zu verstehen gab, daß er mit ihm unter vier Augen zu sprechen wünschte.

Demzufolge zogen sich beide in die Brüstung des großen Fensters zurück und Sanchez sagte mit gesenkter Stimme und auf Italienisch:

„Ich muß Euch sprechen, Meister."

„Was giebt es?"

„Dinge von hoher Wichtigkeit, die sich hier nicht mittheilen lassen, die Ihr aber in Angers erfahren werdet, wo Ihr unbedingt morgen noch vor dem Abendläuten wieder eintreffen müßt. Dort werdet Ihr Eure Rittertracht mit dem Schülerkleid vertauschen, welches Ihr früher truget und sobald als Finsterniß und Schweigen in allen Theilen der Stadt herrschen, macht Ihr Euch auf den Weg nach dem Gartenhause, der unter der Führung des Mohren für Euch der süße Weg zum Glück war. Diesmal wird sich kein Führer zeigen, Ihr werdet aber die Thore offen finden und Don Sanchez wird Euch erwarten."

Bernet fühlte bei diesen Worten einen tödtlichen Schauer seine Adern durchrieseln. Von seiner theuern Yolande sollte er sich trennen, wieder das ärmliche Schülergewand anlegen! Sein Traum, dieser gleichzeitig so süße und so glänzende Traum, sollte in Nichts zerrinnen!

Dieser Gedanke drückte ihn anfangs zu Boden; er ward bleich und stand auf dem Punkte, Don Sanchez demüthig zu bitten, nicht eine so furchtbare Umwandlung über ihn zu verhängen; bei der unerbittlichen Miene des verkleideten Mönchs aber, die ihm blinden Gehorsam zu

befehlen schien, erlangte er bald seine ganze Kühnheit wieder.

„Ich werde gehen,“ sagte er, indem er diese Worte mit einem düstern Blick begleitete; „aber vergeßt nicht: als Schüler Bernet oder als Graf Alizi will und kann ich nicht der Spielball irgend Jemandes sein.“

„Amen!“ sagte der Mönch. „Wir werden morgen ausführlicher darüber sprechen.“

Dann erhob er die Stimme und setzte hinzu:

„Es geschehe ganz nach Eurem Wunsche, Herr Graf; Gott schütte seine Segnungen über jeden Ort aus, an dem Ihr Euch befindet!“

Die Fensterbrüstung verlassend that er einige Schritte auf den Ritter von Baugé zu, verneigte sich tief und entfernte sich gleichzeitig mit den übrigen Reisenden, welchen das eingetretene günstige Wetter gestattete, sich wieder auf den Weg zu machen.

Bernard kehrte zu Yolande zurück, diesmal aber waren die süßen Worte und zärtlichen Blicke nicht im Stande, die Unruhe seiner Seele zu zerstreuen.

Er fühlte, daß sein Geheimniß zu vielen Leuten preisgegeben war, um nicht bald verrathen zu werden.

Jacques Verdureau und Sillette standen allerdings nicht mehr im Dienste des Herrn von Baugé und seiner Tochter Yolande, aber war er nicht auch überdies der

Discretion des Juden Jakob und seines alten Compar Argumentabor preisgegeben, der ihn unter seiner Ritterrüstung erkannt? War dieser nicht für ihn ein furchtbarer Feind geworden?

Ach, wenn es sich blos darum gehandelt hätte, sich durch Lanze oder Schwert zu behaupten, so würde er dem furchtbarsten Gegner getrotzt haben, aber ein Wort, ein einziges Wort konnte ihn verderben und auf immer wieder in das Nichts zurückschleudern, aus welchem sein Wille und ein glücklicher Zufall ihn hatten hervorgehen lassen.

Zum Glück gestattete die bereits vorgerückte Stunde ihm bald, von seinen edlen Wirthen Abschied zu nehmen und sich in das Ehrengemach zurückzuziehen, welches ihm am Abend vorher angewiesen worden.

„Hudron," sagte er zu dem Knappen, der ihm folgte, „es ist jetzt nicht die Stunde der Ruhe, wie Du vielleicht glaubst. Laß sofort mein bestes Roß satteln."

„Dann werde ich also zwei satteln lassen, Messire?"

„Nein, ich reite allein und man darf nicht erfahren, daß ich mich außerhalb der Herrschaft des Sire Baugé befinde, obschon ich zwei Tage abwesend sein werde. Ich bin, vergiß dies nicht, ein leidenschaftlicher Reiter; ich werde meinen Morgenspazierritt zu weit ausgedehnt haben, irgend einer der Edelleute, welche dem Turnier

beigewohnt haben, hat mich wahrscheinlich auf seinem Schlosse zurückgehalten. Das wirst Du morgen auf die Fragen antworten, die man an Dich thun wird."

Der Stallmeister antwortete, daß er seinem Befehl nachkommen würde, und zwanzig Minuten darauf befand sich der Sohn der Meshaine auf dem Wege nach Angers, wo er kurz nach Sonnenaufgang ankam. Seine Ungeduld, die Gründe zu erfahren, welche der wirkliche Graf von Alizi hatte, ihn so unerwartet zurückzurufen, während er mit so viel Glück die übernommene Rolle durchführte, war so groß, daß er sich anfangs sofort nach dem geheimnißvollen Gartenhaus begeben wollte. Er sagte sich aber, daß Don Sanchez, der den Weg doch zu Fuße gemacht, vielleicht noch gar nicht dort angelangt wäre. Er wartete daher trotz seiner lebhaften Ungeduld.

Endlich als der erste Schlag der Abendglocke ertönte, verließ Bernet, der in Folge der erhaltenen Weisung sein ärmliches Schülergewand wieder angelegt, in aller Stille seine Wohnung, verfolgte den Weg nach dem dunkeln Gäßchen, welches zu den Gärten führte und gelangte bald an die Umfassungsmauer, wohin ihn der Mohr bei seinem ersten Besuche geführt hatte. Er stieß die kleine Thür auf, durchschritt den Garten, gelangte an das Gartenhaus, in welches er ohne Schwierigkeit eintrat, und gewahrte bald Don Sanchez, oder vielmehr den

wirklichen Grafen von Alizi, der bei dem Lichte mehrerer Kerzen emsig mit Schreiben beschäftigt war.

„Gnädiger Herr," sagte Bernard ernst, indem er sein schwarzes Barett zwischen seinen krampfhaft zuckenden Händen zusammendrückte, „hier steht vor Euch Der, aus welchem Ihr die Hälfte Eures Selbst gemacht habt, und der, so arm er auch war, dieses Bündniß nicht übernommen haben würde, wenn er gewußt hätte, daß es von so kurzer Dauer sein sollte."

„Und wer, lieber Freund, denkt denn daran, es zu lösen, wenn ich fragen darf?"

„Nun, ist es nicht Euer Wille, daß der vormalige Schiffer von Biesse aus dem Grafen, zu welchem Ihr ihn gemacht, wieder der Schüler Bernet werde?"

„Ich habe dies in der That gewollt, Meister Bernard," antwortete der Graf, indem er wieder den vornehmen Ton annahm, in welchem er seit ihrer ersten Unterredung an diesem Orte mit dem Studenten gesprochen hatte; „ich habe es gewollt und ich will es, weil es nicht geschehen darf, daß ein Mensch, der meinen Namen und Titel trägt, diesen Namen und Titel mit Schimpf bedecke, indem er sich aufhängen läßt, wie ein Strauchdieb."

„Bei meiner Seele!" rief der Schüler, indem er die Faust ballte, „ich habe diesen Namen und diesen Titel

in acht Tagen mit mehr Ruhm bedeckt, als Eure Ahnen in acht Jahrhunderten gethan haben."

„Und dies ist für mich ein Grund mehr, von diesem Ruhme nichts verlieren zu wollen, Bernard."

„Und Ihr, der Ihr so Vieles wißt," entgegnete der Sohn der Meshaine, dessen Augen drohende Blitze schossen, „wißt Ihr denn nicht, daß dieser Name und dieser Titel, auf welchen Ihr so stolz seid, mit Schande bedeckt und in der ganzen Christenheit verachtet werden wird, wenn ich mich nicht morgen zu dem Kampf auf Tod und Leben stelle, zu welchem mich Messire Jehan de Chanteau öffentlich und feierlich herausgefordert, dessen Handschuh ich in Gegenwart der edelsten Männer des Herzogthums aufgehoben habe?"

„In dieser Beziehung fürchte nichts, Bernard. In dem Augenblicke, wo ich mit Dir spreche, liegt Jehan de Chanteau, an Händen und Füßen gefesselt, im Kerker des herzoglichen Schlosses, den er, so lange er lebt, nicht wieder verlassen wird, denn sein Leben hängt jetzt nur noch an einem Faden."

Diese Worte beschwichtigten sofort den Zorn des Studenten. Er schämte sich seines Aufbrausens vor der würdevollen Ruhe des Grafen, und da er nun wohl einsah, daß seine Rückkehr nach Angers und seine scheinbare Umwandlung einen wichtigeren Grund haben mußten,

als eine bloße Laune seines Gönners, so erwartete er bescheiden und mit gesenktem Haupte, daß dieser ihm die Lösung des Räthsels mittheilen würde, welches seines Scharfsinnes spottete.

„Kind,“ sagte der Graf nach ziemlich langem Schweigen mit bewegter Stimme, „ich verzeihe Dir, denn die Leidenschaften, welche Dich bewegen, haben mein Herz viele Jahre lang gemartert, ehe sie in das Deine eingedrungen sind.“

„Ha!“ rief der Schüler, als ob diese Worte ihm eine unermeßliche Last vom Herzen genommen hätten, „Ihr wißt also —“

„Ja, ich weiß, daß die Liebe und der Ehrgeiz Deine unumschränkten Herren sind, die einzigen, welchen Du gehorchst, indem Du blindlings auf das Ziel zurennst, welches sie Dir zeigen und welches Du niemals erreichen wirst, wenn Du ihnen nicht die Klugheit zugesellst.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Bernard sich tief verneigend, „für die Verzeihung, um welche ich Euch bitte, übergebe ich mich Euch von diesem Augenblick an mit Leib und Seele, und Gott möge mich verlassen und mich den Händen des bösen Feindes überliefern, wenn ich fortan einen andern Willen habe als den Euern!“

„Gut, mein Sohn, so wollte ich Dich. Höre jetzt

und verliere kein Wort von dem, was ich Dir sagen werde.“

Der Graf von Alizi erzählte nun Bernard, wie, nachdem er sich genöthigt gesehen, sich der Mitwirkung der Juden zu versichern, um nicht in Geldmangel zu gerathen, diese Ungläubigen ihrerseits sich auf ihn gestützt hatten, um sich des Erfolgs ihrer Falschmünzerei zu sichern, und wie Jakob, der nach Nantes geschickt worden, um dort die Erzeugnisse ihrer Fabrikation abzusetzen, auf der Loire durch Argumentabor, den Hauptmann der von Jehan de Chanteau angenommenen Besatzung, gefangen worden und an die Mitglieder seiner Gesellschaft den Brief geschrieben, den wir bereits mitgetheilt haben.

„O Judassohn!“ rief Bernet, „warum habe ich Dich nicht auf der Ueberfahrt bei Biesse ersäuft?“

„Beruhige Dich, Bernet; wenn Du ihn ersäuft hättest, so hätte er mir nicht seit dieser Zeit gegen Schuldverschreibungen und Versprechungen mehr als dreihunderttausend Goldthaler vorstrecken können, die, wie Du weißt, gut angewendet worden sind, und wir wären heute nicht im Stande, ihm noch einmal dreihunderttausend auszupressen.“

„Was, diesem jüdischen Schwein? —“

„Nur nicht hitzig, mein Sohn; denn durch die Hitze werden schwierige Dinge unmöglich.“

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, Messire; ich höre.“

„Wohlan! Du wirst einsehen, daß es in dem ganzen Herzogthume nicht einen einzigen Juden giebt, der nicht lieber seinen Vater kreuzigen ließe, ehe er sich dazu verstünde, Jakob mit klingender Münze loszukaufen, so lange man hoffen konnte, ihn und seine Barke durch andere Mittel zu retten. Die vornehmsten Juden haben sich daher mit einander berathen und beschlossen, sich zu dem Herzog Ludwig zu begeben und mit ihm zu unterhandeln, wie Jakob's Brief es anrieth, was denn auch geschehen ist. Wie allmächtig und reich aber auch der junge Fürst sich nennt und glaubt, so ist die Fluth seines Schatzes doch oft sehr seicht, so daß er, nachdem er vorläufig den Sire de Chanteau hat ergreifen und in den Kerker werfen lassen, es einer weiteren Erwägung vorbehalten hat, ob Jakob mit Waffengewalt oder durch die Macht des Goldes zu befreien sei.“

„Aber die Barke, die Barke, diese enthält —“

„Wenigstens dreihunderttausend Thaler und vielleicht das Doppelte. Der Herzog weiß nichts davon und die Söhne Satans werden ihn nicht davon unterrichten; ich aber weiß es und Du weißt es nun auch, mein Sohn. Nun haben nicht wir den Vertrag mit diesen Ungläubigen gebrochen, sondern diese selbst haben

dies gethan, weil sie die Feindseligkeiten begonnen und uns dem Herzog verrathen haben. Sie haben den Krieg gewollt und werden sich nun den Gesetzen desselben fügen. Morgen ist, wenn Du meinen Weisungen nachkommst, die reichbeladene Barke Dein und Jakob hängt am Galgen."

„Messire möge nur befehlen," sagte Bernard in einem fieberhaften Ton, welcher seine Aufregung verrieth, „und ich verspreche bei meinem Seelenheil, ihm gehorsam zu sein."

„Nun, so mach Dich sofort auf den Weg nach dem Schlosse, wo Landrille commandirt. Da Dein Beutel wohl versehen ist, so wird die Versöhnung zwischen Euch sehr leicht sein und wenn Argumentabor den Verrath des Juden erfährt, so wirst Du ihn ohne Mühe bewegen, an dem Ungläubigen rasche Justiz zu üben und Dir seine Barke zu überlassen, deren Reichthum er nicht ahnet und welche Du nöthig zu haben vorgiebst, um Dich den gegen Dich gerichteten Verfolgungen zu entziehen. Das Uebrige versteht sich von selbst. Du begiebst Dich nach Nantes, wo Du mit Vorsicht das jüdische Gold gegen gute Angeviner Thaler verwechselst, während ich mich bemühen werde, die Befürchtungen und argwöhnischen Muthmaßungen des Herzogs Ludwig zu zerstreuen;

worauf Du glänzender als jemals wieder vor der schönen Yolande erscheinen kannst."

„Messire ist der großmüthigste Gönner," rief Bernard, „und ich werde mich seines Vertrauens würdig zeigen. Morgen mit Tagesanbruch bin ich bei Landrille."

„Mein Sohn mache sich denn sofort auf den Weg, nachdem er das Gold dieser Börse dem seines Beutels hinzugefügt hat, um sich bei Meister Argumentabor einen guten Empfang zu bereiten."

Der Schüler nahm die Börse, verneigte sich, die Hand auf das Herz legend, und entfernte sich. Eine Stunde später und nachdem er von seiner Rittertracht nichts als ein gutes Mailänder Schwert angelegt, galoppirte er an dem Ufer der Maine hin und überlegte, wie er seine Aussöhnung mit Landrille auf die beste Weise einzuleiten habe.

Der vormalige Schiffer von Biesse war schon weit von der Schwarzen Stadt, als der Tag anbrach. Bald erblickte er die Thürme des Schlosses Chanteau, die von den ersten Strahlen der Sonne vergoldet wurden, und auf der Zinne eines derselben den Wächter, der mit dem Horn in der Hand neben seiner Klause stand. Dieser hatte ohne Zweifel auch seinerseits den Reiter sehr bald bemerkt, denn er ließ sein Horn ertönen, und kaum wa-

ren einige Minuten verflossen, so erschienen vier Bewaffnete, die aus der Erde aufgestiegen zu sein schienen, kaum hundert Schritt von Bernet. Der Sohn der Meshaine setzte nun sein Pferd in Schritt und lockerte sein gutes Schwert in der Scheide, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu sein.

„Tonitru!“ rief jetzt eine dem vormaligen Schiffer wohlbekannte Stimme, „die rächenden Götter waren mir diese Begegnung schuldig! Heda, Sohn des Satans, heute, wo Dein Vater Dir die Pfauenfedern, die Dich verblendeten, ausgerupft hat, wirst Du ganz gewiß Deinen Meister, Studiosus Argumentabor, wiedererkennen und ihm vollständige Genugthuung geben? Also herunter von der Mähre, docte viator; dieses Pferd gefällt mir und wir haben überdies Deinen Beutel zu untersuchen.“

„Compar,“ antwortete Bernet, „Du solltest gegen mich etwas freundlicher sein und Dich in andern Worten gegen mich aussprechen. Indessen, ich bin heute auf versöhnlicher Laune und will meine guten Gesinnungen gegen Dich nicht ändern.“

„Blut des Teufels! Ich bin nicht mehr Dein Compar, Verfluchter! sondern Dein Herr. Herunter vom Gaule, sage ich.“

Bernard hielt sein Pferd an und legte die Hand an das Schwert.

„Landrille,“ sagte er, „Du weißt, daß Bernet sich nichts nehmen läßt und daß er gern giebt. Den Wegelagerer werde ich über den Haufen reiten, den Compar aber werde ich die Hand in meinen Beutel stecken und nehmen lassen, ohne zu zählen. Eben deshalb suche ich Dich hier auf, ferner aber auch, um Dir Dinge von solcher Wichtigkeit mitzutheilen, daß, wenn Du sie nicht diesen Morgen erfährst, der Wind heute Abend noch die Leiche des Sohnes Deines Vaters am Ende eines hänfenen Stricks hin- und herschaukeln wird.“

Argumentabor wußte zu gut, welch ein handfester Kämpe der Sohn der Meshaine war, um sich nicht das, was letzterer geäußert, gesagt sein zu lassen.

„Aber wenn Du die Wahrheit sprichst, warum hast Du mich verleugnet, Verfluchter?“

„Weil ich nicht anders konnte, wenn ich nicht mein Leben, mein Vermögen und auch das Deinige, Compar, auf's Spiel setzen wollte.“

„Per Jovem! wenn Du die Wahrheit sprichst, so zeige es.“

Und indem er sein langes Schwert in die Scheide stieß, breitete er die Arme gegen Bernet aus, welcher sofort vom Rosse herabsprang und die Versöhnung mit

seinem alten Compar durch eine herzliche Umarmung besiegelte.

„Bone Deus!“ sagte Landrille, „was nun auch geschehen möge, so ist das Tagewerk ein gutes gewesen, da ich Dich wiedergefunden habe, wie ich Dich wollte.“

Er gab hierauf seinen Leuten ein Zeichen, daß sie nach dem Schlosse voranreiten sollten und hob dann wieder an:

„Ich höre Dich, amice; aures habeo et audio.“*)

„Bene, Messire Kapitain. Vor allen Dingen mußt Du wissen, daß der Sire de Chanteau, Dein Herr, sich gegenwärtig im Gefängniß befindet und zu erwarten hat, daß der Scharfrichter des Herzogs von Anjou seinem Halse die Schneide seines Beils empfinden lasse, worauf man sein Schloß der Erde gleich machen, die Bäume seiner Forsten in der Mitte des Stammes abschneiden, seine Felder mit Salz bestreuen und seine Vasallen ihres Gehorsams entbinden wird, zur Buße für das Verbrechen des Hochverraths, welches er in Gemeinschaft mit andern Edelleuten begangen, die sich ebenfalls in der Gewalt des Herzogs Ludwig befinden.“

„Zum Teufel! wenn der Herr auf diese Weise be-

*) Ich habe Ohren und höre.

handelt wird, was wird man dann mit dem Kapitain seiner Reisigen machen?"

„Es würde geschehen, was ich Dir soeben gesagt habe, Compar, nämlich der Kapitain würde heute Abend am Galgen die frische Luft genießen, wenn er nicht so klug gewesen wäre, seinen Zorn vor der Vernunft weichen zu lassen."

„Bei der allerheiligsten Dreieinigkeit! Bernard, Dich hat mein Schutzengel geleitet und mein Glaube ist so groß, daß ich Dir mit verbundenen Augen folgen werde, selbst wenn Du mich in die dunkle Wohnung des Erbfeindes führtest."

„Nein, dahin werde ich Dich nicht führen, sondern zu Glück und Reichthum, Compar, und damit Du nicht daran zweifelst, so hast Du hier erst meinem Versprechen gemäß zweihundert Goldthaler, die Hälfte von dem, was mein Beutel enthält, denn wir können durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß getrennt werden. Jetzt handelt es sich nun zunächst darum, Schifferkleider und irgend eine armselige Barke zu finden, mit welcher wir bis nach Nantes hinabfahren können, denn das Herzogthum Anjou müssen wir unbedingt und unverweilt verlassen."

„Tonitru! care, ich werde Dir folgen und zwar bis ans Ende der Welt, wenn es Dir beliebt, so weit zu

gehen. Das Schöne bei dem Abenteuer ist, daß ich gerade die Barke, die wir brauchen, zu meiner Verfügung habe. Ihr Eigenthümer, jener ungläubige Hund, Jakob, der uns schon einmal wider seinen Willen so bedeutend unterstützt hat, wartet in dem Burgverließe darauf, daß seine Brüder in Israel die dreitausend Thaler bezahlen, die für seine Loslassung verlangt worden sind."

„Die Barke ist folglich wohl reichlich beladen?"

„Die wenigen Bündel Hanf, welche sie enthält, sind kaum sechs Thaler werth."

„Und Jakob befindet sich in dem Burgverließ?"

„Seit vier Tagen."

„Vielleicht ohne Brot, ohne Wasser?"

„Was das Wasser betrifft, so muß ihm dies bei der jetzigen Jahreszeit wenigstens bis an die Knie reichen und was Brot anlangt, so hatte er in seinen Taschen noch einige Stücken, die man ihm gelassen hat."

„Wenn dies der Fall ist," sagte Bernard, „so glaube ich, es wird gut sein, ihn zu lassen, wo er ist, denn da seine Brüder in Kenntniß gesetzt sind, so mögen sie das Uebrige selbst besorgen."

Mittlerweile waren die beiden Studenten an den Mauern des Schlosses selbst angelangt, in welches sie durch ein in dem Felsen, welcher an dieser Stelle an die Loire stieß, angebrachtes Ausfallthor einritten.

Eine halbe Stunde später stieß die Barke des Juden langsam vom Ufer und schwamm unter Führung der beiden in Schiffertracht gekleideten Schüler den Strom hinab.

Nicht ohne lebhafte Gemüthsbewegung fuhr Bernard an der Insel Biesse vorbei. Seine ganze Vergangenheit entrollte sich vor seinem inneren Blicke. Er dachte an seine Mutter, die ohne scheinbaren Grund zuweilen so zärtlich und dann wieder so rauh und düster gewesen, und zum ersten Male sagte er sich, daß sie wahrscheinlich viel gelitten habe und ohne Zweifel von demselben Uebel, welches ihn selbst marterte, weil er für seine glühenden Wünsche keinen anderen Ausdruck hatte finden können, als den, welcher wahrscheinlich schon vor seiner Geburt auf dem goldenen Halsband der Meshaine eingegraben stand: Per l'amore date la speranza!

Dann dachte er an Sillette und machte sich bittere Vorwürfe über sein stolzes Benehmen gegen dieses arme Mädchen, die ein so sanftes, ergebenes und aufopferungsfähiges Gemüth besaß.

Landrille's Stimme weckte ihn plötzlich aus seinen Träumen.

„Mordiour, Compar!" sagte der Gascogner, „ich sehe die Thürme der Stadt Nantes, wo uns mit Hülfe unserer Goldthaler alle Freuden des Paradieses und

noch andere erwarten und wenn man Dich sieht, so sollte man meinen, die Barke sei die des Messire Charon, welche uns in das Gebiet des gestrengen Herrn Pluto führte."

„Es ist nichts, amice — eine Erinnerung, welche entflieht, wie eine Sternschnuppe. Ich gehöre schon wieder ganz Dir oder vielmehr uns und kann Dir sagen, daß wenn die Strömung uns günstig bleibt, noch ehe eine Stunde um ist, die Barke an dem Hafendamm festgebunden sein wird und wir uns dann in der Herberge zu den Drei Hämmern von den Beschwerden dieser langweiligen Reise erholen können."

„Also dort gedenkst Du diese erbärmliche Hanfladung zu verkaufen!"

„Verwünscht wäre der Hanf, die Barke und der Ungläubige, der sie so schlecht befrachtet hat. Ich würde alles für zwanzig Thaler hingeben und schon morgen wird die Sache gemacht sein. Heute aber, per Bacco e Cupido, will ich an weiter nichts denken, als unseren Einzug in diese Stadt würdig zu feiern."

„Bene, bene, Compar! Ich sehe, daß Muth und Freude wieder in Dein Herz einziehen, gerade wie nach dem hitzigen Fieber, welches Du Dir bei dem großen Brande zuzogst; wir werden Wunder sehen."

Eine Stunde später lief wirklich die mit Hanf be-

ladene Barke in der Hauptstadt des Herzogthums Bretagne ein und die beiden Studenten sprangen, nachdem sie ihr Fahrzeug festgebunden, leichtfüßig an's Land und nahmen den Weg nach der Herberge, welche Bernard bezeichnet, indem sie die Barke und ihre Ladung der Obhut der Hafenwärter überließen, was bei dem geringen Werthe beider Gegenstände ganz natürlich zu sein schien.

Der Abend verging sehr heiter. Das Abendessen war wie bei der ersten Begegnung der beiden Freunde capone grasso adornatus und man trank den Hypokras in langen und so oft wiederholten Zügen, daß Landrille, der keinen Grund hatte, sich zu mäßigen, unter dem Einfluß der bacchischen Dünste bald seine Augenlider schwer werden fühlte.

„Per Bacco!“ sagte er, nur mit Mühe sprechend, „ist denn die Luft der Bretagne so schwer, daß sie das Gesicht und Hirn eines wackern Sohns der Gascogne auf diese Weise verdunkelt?“

„Ach, Compar,“ sagte Bernet, „es giebt keinen so tapfern Sohn der Mutter (der Universität), den die Arbeiten des Messire Herkules nicht das Bedürfniß fühlen ließen, dem süßen Morpheus zu opfern. Der Weg ist lang und beschwerlich gewesen und wir haben eine gute Mahlzeit und einen langen Schlaf ver-

dient. Morgen gedenke ich, Dich in der Stadt herumzuführen.“

Landrille, der so eben seinen großen, mit gewürztem Wein gefüllten Becher zum letzten Male geleert hatte, fand auf eine so kluge und angemessene Bemerkung nichts zu entgegnen. Mit schwankendem Tritt folgte er dem Wirth zu den Drei Hämmern, der ihn in das Zimmer führte, wo auf Bernard's Verlangen zwei Betten aufgeschlagen worden, und eine Viertelstunde später verkündete das furchtbare Schnarchen des ehemaligen Kapitains der Streitmacht des Messire de Chanteau dem Sohne der Meshaine, daß die rechte Stunde gekommen sei, um den Schatz, den er besaß, an einen sichern Ort zu bringen.

Er eilte daher nach der Loire, sprang in die Barke, welche er vom Ufer losmachte und stieß ab. Auf der Mitte des Flusses angelangt, warf er die ärmliche Ladung Hanfbündel über Bord und nachdem er sich von dem Vorhandensein einer Spitzhacke überzeugt, mit welcher er sich in Messire Jehan's Schloß versehen, lenkte er die Barke nach der Insel Biesse, an deren Spitze er bald darauf anlangte.

Hier stieg er an's Land, zog sein Fahrzeug an einer günstig gelegenen Stelle auf's Trockne und begann beim schwachen Scheine des Mondes, dessen bleiche Strahlen

von Zeit zu Zeit zwischen zwei Wolken hervorschimmerten, den Verschlag der Barke mit seiner Spitzhacke zu untersuchen.

Das Herz pochte ihm gewaltig, ein kalter Schweiß rann ihm von der Stirn herab, als er, nachdem er mehrere Breter losgebrochen, mit der Hand in die gemachte Oeffnung fuhr, ohne etwas zu finden.

Hatte ihn der Graf von Alizi getäuscht oder war dieser selbst getäuscht worden? oder aber hatten die Wegelagerer von Chanteau den Schatz entdeckt?

Keins von beiden stand zu vermuthen. Hätte der Graf, der so viel Gold an ihn verschwendet, nicht, wenn er gewollt hätte, tausend viel einfachere Mittel finden können, ihn von Anjou zu entfernen?

Uebrigens bewies alles, daß er gut unterrichtet gewesen war. Jakob war wirklich in die Hände der Wegelagerer gefallen und die scheinbare Ladung der Barke war von der Art, wie der Graf gesagt hatte. Hätten andererseits die Leute von Chanteau das Versteck mit dem Golde entdeckt, so würden sie Spuren der Erbrechung desselben zurückgelassen haben und es waren keine anderen vorhanden, als die, welche von den Schlägen der Spitzhacke herrührten.

Diese Betrachtungen, welche sich Bernard sofort aufdrängten, verliehen ihm wieder Eifer und Kräfte. Er

machte sich wieder an's Werk und bei dem ersten Schlage, den er unterhalb der Bordverkleidung that, vernahm er ein Klirren, welches sein Herz entzückte. Mehrere andere in derselben Richtung geführte Schläge hatten ein ähnliches Resultat und bald zeigten die Strahlen des Mondes seinen geblendeten Blicken mehrere aufgerissene Leinwandsäcke, aus welchen das Gold hervorquoll. Bald überzeugte er sich, daß das Boot rings herum mit dergleichen Säcken ausgefüllt war.

Bernard füllte zuerst mit den zu seinen Füßen herabrieselnden Goldstücken seine Taschen, dann grub er in einiger Entfernung an einem wohlbekannten Ort, der oft unter Wasser gesetzt ward, ein tiefes Loch und verscharrte hier die Hauptmasse seines Reichthums, worauf er die Barke, nachdem er drei Löcher hineingebohrt, mit einer hinreichenden Quantität Steinen und Sand belud, dann bis an den Gürtel ins Wasser watete und sie hinausschob in den Fluß, wo sie bald zu Boden sank.

Alles dies hatte ziemlich lange Zeit erfordert und der erste Schimmer der Morgenröthe begann am Himmel aufzudämmern, als Bernard seinen Schatz in Sicherheit hatte. Nun machte er sich auf den Weg nach der Hütte seiner Mutter, deren Schilfdach er bald erblickte, und die Sonne ging eben auf, als er dort ankam.

Die Thür der ärmlichen Wohnung stand offen, und

die an der Schwelle sitzende und die Stirn auf beide Hände stützende Meshaine schien in ein tiefes Hinbrüten versunken.

Als sie die Tritte des jungen Mannes vernahm, erhob sie sich mit einem lauten Schrei, breitete die Arme aus und schien im Begriff, auf ihren Sohn zuzueilen. Plötzlich aber ward ihr Blick, in welchem ein Blitz der Freude gefunkelt, wieder düster und drohend, ihre Arme kreuzten sich wie mit tiefem Kummer über der Brust, und mit einer Stimme, welche die ganze Bitterkeit ihres Herzens verrieth, rief sie:

„Was willst Du hier, Bernet? Ist denn schon ein einziger Winter hinreichend gewesen, jenen gewaltigen Muth abzukühlen, und ist der Durst nach Gewinn und Ehre, welcher Dich quälte, schon erloschen? Beim Satan! Sollte ich einem Feigling das Leben gegeben haben?“

„Meine Mutter, Du sagtest mir: Geh und suche unter den Wegen, welche man mit Blut und Schweiß bedeckt, den, welcher zu den Mächten der Erde führt.“

„Das habe ich gesagt, denn ich glaubte Dich stark und entschlossen.“

„Und da ich dies auch wirklich bin, so habe ich gethan, was Du mir befahlst.“

„Du?“

„Ich, meine Mutter,“ sagte er, indem er die Meshaine mit gleichzeitig fester und ehrerbietiger Miene ansah. „Das, was der Schwache sein ganzes Leben lang vergebens zu erringen versucht, kann für den Starken nur eine augenblickliche That seines Willens sein. Ich habe es gewollt und ich habe es gekonnt. Ich habe groß sein wollen und die Großen der Erde haben mir ihre Reihen geöffnet. Meine Größe bedurfte den Glanz des Ruhmes, und durch mich besiegt haben die Tapfersten mich zu ihrem Meister ausgerufen. Das Glück hatte sich an meiner Geburt versündigt, ich habe es zu meinem Sklaven gemacht.“

„Kind! Kind!“ rief die Meshaine keuchend, „bist Du es wirklich, der so spricht, und sagst Du die Wahrheit? Doch nein, Du lügst oder sprichst im Fieberwahnsinn. Lehrt nicht schon Dein Anblick, daß, wenn Du Macht und Reichthum gesucht, Du doch weiter nichts gefunden hast als Schwäche und Elend?“

„Mutter, verkennest Du in solchem Grade das Blut, welches in meinen Adern fließt? Willst Du die Frucht Deines Leibes nur unter Gold und Seide wiedererkennen? Wohlan, es sei! Morgen oder vielmehr heute noch sollen Gold und Seide uns alle beide bedecken. Noch ehe die Sonne zu Mittag steht, wird man auf Deiner Stirn Diamanten und Perlen funkeln sehen, dann wer-

den wir uns mit einem zahlreichen Gefolge von Knappen und Pagen an den Hof des Herzogs von Anjou begeben, wo Du die vornehmsten Herren Deinen Sohn mit dem Namen des Grafen von Alizi begrüßen und seine Freundschaft —"

„Alizi! Alizi!" unterbrach ihn die Meshaine, „aber wer hat Dir gesagt? Wie hast Du entdeckt? Mächte der Hölle, die ich so oft angerufen, hättet Ihr mich erhört?"

Sie zitterte, der Schweiß perlte auf ihrem durch eine andere Sonne als die der Bretagne gebräunten Gesicht, das Blut drang ihr stürmisch zum Herzen zurück, und sie sank an der Schwelle ihrer Hütte zusammen. Bernard sprang ihr zu Hülfe, benetzte sie mit frischem Wasser und bald schlug sie wieder die Augen auf.

„Ha!" rief sie, indem sie ihre noch unsichern Blicke um sich schweifen ließ, „welch' ein Traum!"

„Nein, Mutter, nein, Du träumst nicht," rief Bernard, „Alles, was ich gesagt habe, ist wahr, so wahr wie meine kindliche Liebe, welche Dir niemals untreu werden wird."

„Du sprachst von Alizi — habe ich recht gehört."

„Von dem Grafen von Alizi, vornehmen Herrn des Königreichs Neapel."

„Ha! mögen Gott und die heilige Jungfrau mir verzeihen; mein Verstand verwirrt sich.“

Dies war das erste Mal, daß Bernard seine Mutter Gott und die heilige Mutter Christi anrufen hörte; er erschrak fast darüber; bald aber schien sie wieder ruhiger zu werden.

„Ich höre Dich, Bernet,“ sagte sie in einem liebreichen Tone, den der junge Mann noch gar nicht an ihr kannte; „aber, um Gottes willen, sage mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und suche nicht den Traum zu verlängern, denn das Erwachen würde mich tödten.“

Sie traten in die Hütte, setzten sich auf dieselbe Bank und Bernard erzählte seiner Mutter, ohne etwas zu verschweigen, Alles, was ihm von dem Tage an begegnet war, wo er mit den vier Thalern für seinen Fährmannskahn die Insel Biesse verlassen, um, wie die Meshaine gesagt, unter den Wegen, welche man mit Schweiß und Blut benetzt, den zu suchen, der zu Macht und Reichthum führt.

Die Mutter hörte ihn anfangs ruhig an; sie drückte schweigend und ihre Thränen trocknend die Hand ihres Sohnes, als er von seinem Liebeskummer sprach, von seiner Verzweiflung, nicht vor den Augen Yolandens sterben zu können, und von seinem Entschluß, für den Preis einer Ritterrüstung seine Seele dem Satan zu verkaufen.

Als er aber zu seiner Unterredung mit dem Grafen von Alizi kam, als er die Worte wiederholte, welche dieser an ihn gerichtet, die vertraulichen Mittheilungen, welche er ihm gemacht und was daraus gefolgt war, konnte sie nicht länger an sich halten.

„Bernard!" rief sie, „er ist es nicht, der dies gethan hat! — Wenn er es gethan, so ist es die Hand Gottes, die ihn dazu getrieben! Er hat Dir seinen Namen gegeben, sagst Du? Nein, er hat Dir ihn blos wiedergegeben — denn der Graf von Alizi — O, mir schwindelt der Kopf!"

„Mutter, Mutter, vollendet! ich beschwöre Euch! der Graf von Alizi, sagtet Ihr?"

„Bernard, der Graf von Alizi — ist Dein Vater!"

Alle Freuden, alles Glück, alle Stürme erhoben sich mit einem Male in dem Kopfe und Herzen des jungen Mannes; das Brausen seines Gehirnes war so gewaltig, daß mehrere Augenblicke vergingen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, einen klaren Gedanken zu fassen. Endlich aber ward wieder Tag in ihm und er konnte seine Erzählung wieder aufnehmen und vollenden.

„Also ist es wahr, daß Du reich bist, Bernet?" sagte sie.

„Sieh, Mutter," antwortete er, indem er seine Taschen auf den festgeschlagenen Lehmboden der Hütte leerte,

„sechs Monate lang könnte ich jeden Tag ebenso viel zu Deinen Füßen legen. Und nun, Mutter, erlaube, daß ich meinerseits frage, ist es auch wirklich wahr, daß der Graf von Alizi mein Vater ist?"

„Ja, die Stunde ist gekommen, wo ich Dir alles sagen muß. Höre."

Sie erzählte hierauf, wie ihre Mutter, eine der von christlichen Rittern auf dem letzten Kreuzzuge aus dem Orient mitgebrachten Gefangenen, nachdem sie von ihrem Befreier und späteren Geliebten verlassen worden, sich unter der Leitung einer damals berühmten Zigeunerin dem Studium und der Ausübung der verborgenen Wissenschaften gewidmet hatte.

„Meine Kindheit und erste Jugend vergingen in angenehmer Ruhe," sagte sie, „denn meine Mutter hatte sich in der Kunst, Schönheitsmittel und Liebestränke zu verfertigen und die Zukunft zu entschleiern, einen großen Ruf erworben. Der Himmel hatte mich aber mit einer verhängnißvollen Schönheit begabt und der Graf von Alizi, welcher, wie viele andere junge Herren, oft zu meiner Mutter kam, verliebte sich in mich. Er war reich, jung und schön, indessen widerstand ich lange, selbst als mir die Unterstützung meiner Mutter entrissen ward, die zu jener Zeit starb. Alizi ward in seinen Aufmerksamkeiten mit jedem Tage eifriger und überhäufte

mich mit kostbaren Geschenken und als er auch dadurch meinen Widerstand nicht besiegen konnte, schwur er, mich zu seiner Gemahlin zu machen, sobald sein Vater, der damals schon alt und gebrechlich war, aufgehört haben würde zu leben, und diesen Schwur wiederholte er feierlich auf das heilige Evangelium in der Kapelle eines seiner Schlösser nahe bei Neapel, wohin ich endlich eingewilligt hatte, ihm zu folgen.

„Ein Jahr darauf wurdest Du geboren, Bernet. Bei Deiner Taufe gegenwärtig, nannte Graf Alizi Dich seinen Sohn. O damals war ich glücklich! Dies dauerte ein Jahr. Nach Verlauf dieser Zeit glaubte ich zu bemerken, daß er kälter ward. Da der alte Graf mittlerweile gestorben war, so erinnerte ich Deinen Vater an den Schwur, den er mir gethan. Er verschob die Erfüllung desselben unter verschiedenen Vorwänden und von dieser Zeit an wurden seine Besuche immer seltener.

„Eines Tages verkündete er mir, daß er von dem König mit einer wichtigen Sendung an den heiligen Vater beauftragt, genöthigt sei, nach Rom zu reisen. Ich drang aufs Neue in ihn, sein Versprechen zu halten; er versprach, es zu thun, sobald er wieder zurück sein würde und reiste ab.

„Ich sollte ihn nicht wiedersehen. Ein Jahr verfloß,

ohne daß ich von ihm hörte. Endlich erfuhr ich, daß er sich in Rom nur kurze Zeit aufgehalten und mit einem glänzenden Gefolge die verschiedenen Höfe Europa's besuchte. Mangel und Noth machten sich bald in dem Hause fühlbar, welches er mir in Neapel zur Wohnung angewiesen. Ich mußte, um die Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben, zur Kunst der Verfertigung von Schönheitsmitteln und Liebestränken greifen, die ich von meiner Mutter erlernt hatte. Dies dauerte nur kurze Zeit. Von unbekannter Hand ward ich bei der kirchlichen Behörde der Zauberei, Gotteslästerung und teuflischer Künste angeklagt und würde mein Leben auf dem Scheiterhaufen beschlossen haben, wenn nicht der Priester, der Dich getauft hatte, Bernet, mitleidig mich von der mir drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt hätte.

„Ich mußte fliehen, eine Bande Zigeuner nahm mich unter sich auf und ich zog mit ihr in der Welt herum, bis zu dem Tage, wo ich, dieses Lebens müde, mit gebrochenem Herzen und nach Einsamkeit seufzend, mich hier niederließ. Das Uebrige weißt Du, mein Sohn.“

„Mutter!“ rief Bernard, indem er die Meshaine zärtlich an sein Herz drückte, „alle Deine Leiden sind nun zu Ende. Die Vergeltung kommt spät, aber sie ist

vollständig. Der Graf wird das Versprechen, welches er Dir gegeben, erfüllen. Er muß, denn ich will es."

Eine Stunde später hatten Mutter und Sohn die Insel Biesse verlassen und zwei Tage darauf reisten sie, reich gekleidet, auf stolzen Rossen und von einem Gefolge begleitet, welches im Stande war, sie gegen jede Gefahr zu schützen, von Nantes ab und schlugen die Straße nach Angers ein.

XI.

Bernard's Rückkehr nach Schloß Baugé. — Seine Vermählung mit Yolande. — Sillettens Tod. — Was aus Argumentabor ward.

Bernard's Verschwinden hatte den Sire von Baugé sehr überrascht und die schöne Yolande in Verzweiflung versetzt. Seine Rückkehr erweckte daher in dem Schlosse die lauteste Freude. Yolandens Vater, der sich des halben Versprechens, welches er Jehan de Chanteau gegeben, vollständig entbunden glaubte, wünschte nichts mehr, als den jungen Ritter die Bewerbung um seine Tochter erneuen zu hören, und da Bernard am ersten Tage seiner Rückkehr noch nichts davon gesagt hatte, so schickte er sich an, den nächsten Tag eine Erklärung in dieser Beziehung herbeizuführen.

Es war zur Stunde des Mittagsmahles; Yolande, die zwischen ihrem Vater und ihrem Galan saß, wechselte mit leiser Stimme trauliche Worte mit diesem letztern,

während Messire von Baugé sich durch häufiges Leeren seines Bechers in die den Umständen angemessene Stimmung zu versetzen suchte und sich die Worte überlegte, welche die Erklärung, die er wünschte, herbeiführen sollten.

Plötzlich meldete ein Page, daß ein Ritter und eine edle Dame, von einem glänzenden Gefolge begleitet, so eben angelangt seien und mit dem Burgherrn zu sprechen verlangten.

Dieser erhob sich sofort, um sie zu empfangen, während Bernard ganz leise zu seiner schönen Freundin sagte:

„Yolande, wenn Ihr mich liebt, so wird dieser Augenblick der schönste meines Lebens sein.“

Die beiden Flügelthüren öffneten sich, ein Diener meldete mit lauter Stimme den Grafen und die Gräfin von Alizi und man erblickte den Italiener und an seiner Hand die Meshaine, welche er diesen Tag vor den Altar geführt, wo sie vor Gott und den Menschen seine eheliche Gemahlin geworden.

„Graf von Baugé,“ sagte Bernard's Vater, „ich Graf von Alizi, Grande des Königreichs Neapel, und diese edle Dame, meine Gemahlin, kommen, um bei Euch für unsern vielgeliebten Sohn Bernard von Alizi

um die Hand Eurer edlen Tochter Fräulein Yolande zu werben.“

Die Ueberraschung des Schloßherrn war so groß, daß er nicht antworten konnte und der Graf von Alizi beeilte sich daher, ihm zu Hülfe zu kommen.

„In Folge meines ausdrücklichen Willens hat mein einziger Sohn Bernard schon bei meinen Lebzeiten den Titel eines Grafen von Alizi angenommen und schon heute gehört ihm die Grafschaft dieses Namens, wo er bald die Ehre haben wird, Euch zu empfangen, denn ich kann die Versicherung geben, daß zwischen Ludwig Herzog von Anjou und König Ladislas von Neapel sicherlich in der nächsten Zeit ein fester und dauernder Friede geschlossen werden wird.“

Dies war auch ganz gegründet. Der König Ludwig hatte, erschreckt durch die gewaltigen Verzweigungen der Verschwörung, deren Existenz die Juden ihm enthüllt, es für das Klügste gehalten, den Edelleuten, die sich dazu herbeigelassen, lieber Verzeihung angedeihen zu lassen, als Grausamkeiten an ihnen zu verüben und dadurch eine Schilderhebung zu veranlassen, welche bei dem Stande der Dinge ihm nur verderblich sein konnte, und der wirkliche Graf von Alizi hatte sich, nachdem er von diesen Gesinnungen des Herzogs unterrichtet worden,

kühn bei ihm im Namen des Königs Ladislas vorgestellt, um Unterhandlungen anzuknüpfen, deren Erfolg von nun an sichergestellt war.

Der Sire von Baugé freute sich doppelt über das, was er hörte, denn er war auch einer von Denen, die sich in diese Verschwörung eingelassen, obschon er weder das Haupt noch das bestimmte Ziel derselben kannte, und gewährte daher freundlichst und mit bereitwilligem Herzen die ihm vorgetragene Bitte.

Nach wenigen Tagen ward mit großem Glanze die Vermählung des jungen Grafen von Alizi und der schönen Yolande gefeiert und der Sohn der Meshaine, der durch die Allmacht des Geldes, des Königs der Welt, einer der Großen der Erde geworden, konnte nun in seiner Grafschaft im Königreiche Neapel thronen, wo er umringt von den Freuden lebte, welche Ehren, Reichthum und Liebe geben können.

Zum Schluß noch ein Wort über die anderen Personen dieser Geschichte.

Jehan de Chanteau, der in Folge der friedlichen Wendung, welche die Dinge genommen, die Freiheit wiedererhalten, hatte sich beeilt, sich in seine Burg zu flüchten, um gegen die Verfolgungen seiner Gläubiger geschützt zu sein. Seine erste Sorge, als er hier ankam, war gewesen, Jakob aus dem Burgverließ heraufziehen

zu lassen, um zu sehen, was er ihm vielleicht noch abpressen könnte. Aber es war zu spät. Der arme Jude hatte zu viel gelitten; er war so schwach, daß, als er aus seinem unterirdischen Kerker heraufgebracht ward, die frische Luft ihn erstickte und er den letzten Seufzer aushauchte, ehe er noch ein Wort sprechen konnte. Jehan de Chanteau, der von nun an keine Hülfsquellen mehr besaß, stellte sich an die Spitze der Wegelagerer, welche die Besatzung seines Schlosses bildeten und ward einer der gefürchtetsten jener adeligen Straßenräuber, von welchen Frankreich damals wimmelte.

Sillette, welche in dem Kloster, in welches sie sich geflüchtet, den Schleier genommen, ward kurze Zeit nachher von einer schleichenden, abzehrenden Krankheit befallen, welche sie in ein frühzeitiges Grab stürzte.

Eines Morgens fand man sie todt in ihrem Bett, während sie noch an ihr Herz den Weidenzweig gedrückt hielt, den sie von Bernet's Mütze gelöst.

Was den Studiosen Argumentabor betraf, so tröstete sich dieser, als er bei seinem Erwachen in der Herberge zu den drei Hämmern in seinem Beutel dreihundert Goldthaler mehr fand, als er den Abend vorher gehabt und welche Bernet ihm hineingesteckt, über den Verlust dieses freigebigen edelmüthigen Freundes, und kehrte in die Gascogne zurück, wo er aus einem Straßenräuber-

hauptmann, was sein letzter Erwerb gewesen, Advocat ward, um in Bezug auf die Bevortheilung und Beraubung seiner Nebenmenschen nicht aus der Uebung zu kommen.

Ende der zweiten Erzählung.

XLI.

Claude Poirier und seine Zuhörer stellen Betrachtungen an. — Der Paria. — Dritte Erzählung. — Die Familie Galard. — Meister Samuel Bernard. — Der Friseur und der Financier. — Law und sein System. — Die Straße Quincampoir im Jahre 1747.

„Wohlan!" sagte Claude Poirier zu dem Werkführer, als er mit seiner Erzählung fertig war, „hättet Ihr wohl noch immer Lust, die Hälfte Eurer Finger darum zu geben, wenn Ihr in der Zeit geboren wäret, wo diese vollkommen historischen Vorgänge sich ereigneten?"

„Ich gestehe," entgegnete Bidois, „daß zu jener Zeit auch nicht alles rosenfarben war, aber man hatte doch damals nicht eine zügellose Concurrenz zu fürchten, welche aller Welt schadet und Niemandem nützt, denn um die Preise immer tiefer heruntersetzen zu können, ist man endlich dahin gekommen, den Käufer zu betrügen, indem man ihm mangelhafte Erzeugnisse verkauft. Der Betrug waltet überall in so hohem Grade ob, daß es zum

Beispiel keinen Wollen- oder Seidenstoff giebt, bei dessen Fabrikation nicht auf betrügerische Weise Baumwolle mit untergemischt würde.''

,,Man darf nicht vergessen,'' entgegnete der alte Bildhauer, ,,daß dieser Betrug wie jeder andere durch das Gesetz bestraft wird. Es würde daher, um diesem Uebel zu steuern, weiter nichts nöthig sein, als gegen Die, welche sich dessen schuldig machen, die Artikel des Gesetzbuches, welche die Verfälschung der Waaren betreffen, ihrer vollen Strenge nach in Anwendung zu bringen. Ohne Zweifel ist die Concurrenz in unserer Zeit nicht immer ehrlich und selbst wenn sie ehrlich ist, so ist sie oft verderblich. Sie ist aber ein Uebel, welches man zu ertragen wissen muß, denn verhindern kann man es nur auf Kosten der Freiheit.''

,,Abgesehen davon,'' sagte François, ,,daß man es nicht ganz verhindern würde, denn wir haben eben gesehen, daß zu jener Zeit, wo blos die Edelleute frei waren, mehr geringhaltiges Geld fabrizirt wurde, als gutes.''

,,Das ist wahr,'' sagte Claude, ,,und überdies gab es für die Fabrikanten und Kaufleute weit furchtbarere Ursachen des Ruins, als die Concurrenz. Es waren dies namentlich willkürliche Steuern von jeder Art und unter allen Gestalten; die Käuflichkeit der Justiz, die für gute

klingende Silberlinge sich zu Allem herbeiließ; die Räubereien der Wegelagerer — Folge einer mangelhaften Organisation — und die daraus nothwendig hervorgehende Schwierigkeit der Communicationen. Mit einem Worte, damals wie heutzutage war die herrschende Macht, oder vielmehr die einzig wirkliche Macht, das Geld."

„Das ist traurig," sagte Bidois mit entmuthigter Miene, „denn, Herr Poirier, ich will wohl zugeben, daß das Kapital weiter nichts ist, als aufgehäufte oder angesammelte Arbeit, aber es ist nicht weniger wahr, daß der mit höherer Intelligenz begabte Arbeiter, wenn er arm ist, lange Zeit hindurch keinen Vortheil von diesem kostbaren Geschenk ziehen kann.

„Dafern er nicht," setzte François hinzu, „gegen hohe Zinsen leihet und den Ertrag seines Talents mit dem Darleiher theilt, der gar nicht einmal etwas zu machen versteht."

„Und das ist auch nicht mehr als recht, lieber Freund," entgegnete Claude, „denn wenn der intelligente Arbeiter ein Capital aufgehäuft haben wird, so wird er davon denselben Gebrauch machen, wie der, der es ihm hat erwerben helfen, indem er ihm einen Theil des seinigen lieh. Glaubet mir, Freunde, man muß seine Zeit verstehen und sich in die Nothwendigkeiten der

menschlichen Unvollkommenheit fügen. Besonders muß man sich überzeugen, daß das Geld blos ein Werthzeichen der Arbeit und der Zeit ist, und daß Diejenigen, welche sich nur die Mühe zu geben brauchen, geboren zu werden, um reich zu sein, wie jenes schlechte Subject, der Markknochen, sagte, diesen Vortheil nur Denen verdanken, welche für sie gearbeitet haben, ehe sie geboren wurden. Vielleicht wäre es besser, wenn es anders wäre, aber wenigstens giebt es ein Heilmittel dagegen und dieses liegt darin, daß das Kapital, welches man im Schweiße seines Angesichts erworben, weit weniger leicht wieder zerschmilzt, als das, in dessen Besitz man kommt, ohne sich die mindeste Mühe zur Erwerbung desselben gegeben zu haben. Abgesehen von wenigen seltenen Ausnahmen, sind reichgeborene Menschen verschwenderisch; die dagegen, welche arm geboren sind, vergessen niemals, mit welcher Mühe sie sich aus der Armuth herausgearbeitet haben, und es ist ein seltener Fall, daß sie wieder darein verfallen. Mit einem Worte, meine Freunde, die Arbeit ist der große Weg zum Reichthum, sowie sie auch, um zu diesem letztern zu gelangen, der breiteste und der geradeste Weg ist. Ich weiß recht wohl, daß neben dieser großen Straße sich noch gewisse angenehme, blumenreiche Fußsteige hinziehen, welche, sobald man sie betreten hat, ohne Mühe und ohne An-

strengung zu dem gewünschten Ziele führen. Auf diese Weise sieht man kolossale Reichthümer nach Art der Pilze entstehen, welche auch von selbst, ohne Saamen und ohne Kultur, wachsen und groß werden; aber ich sage es nochmals, diese Reichthümer sind die am wenigsten soliden und verschwinden beinahe immer eben so rasch, als sie entstanden sind. Es haben in Frankreich seit zwei Jahrhunderten große finanzielle Erschütterungen stattgefunden, welche diese Wahrheit zur Evidenz darthun, und dies soll der Gegenstand meiner nächsten Erzählung von der Macht des Geldes sein."

„Ihr Wort in Ehren, Herr Claude," sagte der Werkführer, „aber so weit ich die Sache verstehe, glaube ich, daß das Geld bis jetzt mehr Böses als Gutes gestiftet hat."

„Das sagt Ihr mit Unrecht, Bidois, denn ganz besonders dem Gelde verdankt man die Fortschritte der Civilisation, dieses großen wohlthätigen Stromes, welchen unter dem Vorwande erbärmlicher sogenannter Humanitätsfragen angebliche Neuerer wieder nach seiner Quelle zurückzutreiben suchen. — Doch es ist schon spät, meine Freunde; stopft Euch noch einmal Eure Pfeifen und nächsten Sonntag die Fortsetzung. Es wird sich dann um die dritte der vier großen Epochen in der Geschichte des Geldes handeln. Wie ich bis jetzt gethan, werde

ich auch hier wieder eine jener Existenzen aus der großen Masse als Beispiel aufstellen, für welche Ihr Euch mit Recht interessirt, und hoffe Euch zu überzeugen, daß diese dritte Epoche ebensowenig zu bedauern ist, als die beiden andern."

Die Arbeiter nahmen Abschied von Herrn Claude, waren aber keineswegs überzeugt, daß die gegenwärtige Zeit der Vergangenheit vorzuziehen sei. Selbst Vater Loulou zeigte sich in dieser Beziehung ungläubig.

„Herr Poirier ist ohne Frage ein Mann von großem Verstande und Scharfsinn," sagte er zu Bidois, als sie mit einander die Fabrik verließen, „aber ich zweifle sehr, daß es ihm gelingen werde, zu beweisen, daß das Zeitalter Ludwig's XIV., welches den Namen des großen Jahrhunderts verdiente, dem unsrigen, welches man mit Recht das Zeitalter des Börsenschwindels nennen kann, nachgestanden habe."

„Hm!" sagte der Werkführer, „Herr Claude scheint dessen, was er sagt, ziemlich gewiß zu sein, und Sie haben bis jetzt gesehen, Herr Godard, daß sich auf seine Raisonnements nichts erwiedern läßt. Abgesehen hiervon aber fürchte ich, unter uns gesagt, sehr, daß Herr Lambert die Concurrenz mit der neuen Fabrik nicht lange wird aushalten können."

„Na," sagte François, „wir müssen es abwarten.

Herr Lambert hat Hülfsquellen im Kopfe und er wird nicht immer von Arbeitern umgeben sein, unter welchen es einen Spitzbuben giebt, welcher ihn bestiehlt, wie der niederträchtige Viou gethan.''

Die Woche verging, ohne daß die Concurrenz der beiden Fabriken etwas Bemerkenswerthes herbeigeführt hätte, ausgenommen in Beziehung auf den elenden Markknochen, der, durch seine ehemaligen Kameraden der Fabrik Lambert bedroht, für die der Fabrik Dupuis', welche erfahren hatten, welches Verbrechens er sich schuldig gemacht, ein Gegenstand der Verachtung geworden war. Er wagte nicht auszugehen, sondern saß fortwährend wie ein Aussätziger in einem Winkel der Werkstätte. Seine Lage ward demzufolge bald so unerträglich, daß er krank ward und man ihn in das Hospital schaffen mußte, wo er einsam und verlassen blieb wie ein Paria.

,,Alles dies wäre nicht geschehen,'' sagte Herr Poirier, als er dieses Ereigniß erfuhr, ,,wenn dieser Unglückliche überzeugt gewesen wäre, daß man den Folgen seiner Handlungsweise niemals entgeht; da es aber möglich ist, daß diese Lection ihn wieder auf bessere Gesinnung bringt, so muß man ihn nicht ganz aufgeben und ich werde ihn daher besuchen. Ehe ich jedoch dieser Pflicht der Menschlichkeit genüge, will ich mich der Ver-

bindlichkeit entledigen, die ich gegen Euch, meine Freunde, übernommen habe.“

Die Versammlung war sehr zahlreich, denn auch Herr und Madame Lambert wohnten derselben bei und von den gewöhnlichen Zuhörern war kein einziger ausgeblieben. Der Erzähler schien sich darüber nicht wenig zu freuen und begann folgendermaßen:

Dritte Erzählung.

Seit dem Tode Ludwig's XIV. im Jahre 1715 behauptete der Name Galard über hundert Jahre lang einen ehrenvollen Platz unter der Gilde der Perückenmacher zu Paris. Namentlich war es Meister Galard, der zweite dieses Namens, der jene herrliche Coiffüre erfunden, welcher Ninon de Lenclos einen Theil ihrer Berühmtheit verdankte. Dieser berühmte Künstler hatte nach der Reihe die Herzogin de la Vallière, die Champmeslé, die Marquise von Sévigné frisirt und die schönsten, tollsten und geistreichsten Köpfe dieses Jahrhunderts unter seinen Händen gehabt. In seinen Fußtapfen folgte seit einigen Jahren, obschon ein wenig mit Widerstreben, sein Sohn Galard III., ein allerliebster junger Mann, der mit den den Leuten seines Gewerbes eigenen gefälligen Manieren viel Geist und eine höhere Bildung

verband, als sie gewöhnlich den Kindern des Standes, in dem er geboren, gegeben ward.

Michel Galard fühlte sich daher trotz seiner Erfolge in der Friseurkunst, in der Sphäre, in welche der Zufall der Geburt ihn geworfen, nicht recht behaglich und ergriff daher alle Gelegenheiten, in höhere Regionen einzudringen. Er hatte viele Bekanntschaften unter den Studenten und nahm daher Theil an allen tumultuarischen Aufläufen. Wenn es einen Lärm auf der Straße gab, so konnte man zehn gegen eins wetten, daß Michel Galard zur Zahl der Unruhstifter gehörte.

Es geschah daher gar nicht selten, daß er ohne Hut und mit zerrissenen Kleidern wieder nach Hause kam. Die arme Perine, seine gute Mutter, gab sich unerhörte Mühe, Alles dies so viel als möglich zu vertuschen und ermahnte ihn unausgesetzt zu einem besseren Lebenswandel.

„Michel, mein lieber Sohn," sagte sie eines Tags zu ihm, „ich fürchte, daß dies Alles noch ein schlimmes Ende nehme. Du zerstörst Deine Gesundheit, Du hast Umgang mit schlechten Menschen, Du geräthst auf Abwege — ganz gewiß wird Dir noch ein Unglück zustoßen und ich vor Kummer darüber sterben."

„Ja, es ist wahr," antwortete eines Tages der junge Mann, „ich suche Lärm, Unordnung, Trunken-

heit, aber der Grund davon liegt darin, daß ich leide, daß ich unglücklich bin."

„Aber was fehlt Dir denn, Kind? Du thust ja fast Alles, was Du willst und ich schlage Dir nichts ab, was Dir zu geben in meinen Kräften steht."

„O, das ist wahr, das ist wahr, meine gute Mutter," antwortete Michel, indem er sich in Perine's Arme warf, „und ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit, wenn ich Dich nicht von ganzer Seele liebte; aber Du kannst doch nicht machen, daß ich nicht der Sohn des Perückenmachers Galard sei."

„Wie, Unglücklicher!" rief Perine, indem sie ihn von sich stieß, „Du schämst Dich des Namens und des Standes Deines Vaters?"

„Das ist es nicht, Mutter; ich halte meinen Namen für den ehrenwerthesten, den es auf der Welt geben kann, ebenso wie den Beruf, den es meinem Vater gefallen hat, mir zu geben, ohne erst meine Neigung zu befragen; aber Du kannst doch nicht machen, daß ich mit diesem Namen und diesem Stande überall empfangen werde, wo ich gern hingehen möchte."

„Also ist es der Dämon des Hochmuthes, der Dich peinigt?"

„Nein, nein, ich hasse den Hochmuth und die Hoch-

müthigen, aber — ich sehe schon, ich muß Dir sagen, was Du nicht errathen willst — ich liebe."

Die gute Perine konnte nicht umhin, zu lächeln; sie umarmte ihren Sohn zärtlich, überzeugte sich, ob die Thür des Zimmers verschlossen wäre, setzte sich dann neben den jungen Mann und sagte:

„Nun, laß uns sehen, mein lieber Sohn; erzähle mir die Sache ausführlich."

„Es ist durchaus keine lange Geschichte. Du weißt, daß seit einigen Monaten unsere Kundschaft sich um eine junge und schöne Dame vermehrt hat, welche jenes kleine hübsche Hotel bewohnt, das kürzlich in der Nähe der Arcade Colbert erbaut worden."

„Ja, Madame Armand, glaube ich, heißt sie."

„So nennt sie sich allerdings, aber ganz gewiß ist sie eine junge Witwe von sehr hohem Stande. Sie ist noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt und ein Engel an Reizen und Vorzügen. Ihr Antlitz ist himmlisch schön, in ihren Augen scheinen sich alle Freuden des Himmels zu spiegeln, ihre Stimme dringt zum Herzen und erweckt Gefühle einer neuen unbekannten Wonne —"

„Herr Gott!" rief Perine, indem sie die Hände gen Himmel hob, „wäre mein armer Michel wirklich so wahnsinnig, eine Dame von vornehmem Stande zu lieben?"

„Nun, warum ist sie von vornehmem Stande? oder warum bin ich der Sohn des Meisters Benoit Galard? Hat sie ihren Vater gewählt? Habe ich mir den meinigen ausgesucht?“

„Heilige Jungfrau! er deklamirt wie in einem Trauerspiele.“

„Ja, meine theure Mutter, es handelt sich wirklich um ein Trauerspiel, denn ich kann nicht länger so leben. Ich habe mich aber nicht unterworfen, ohne vorher gekämpft zu haben. Du weißt, daß ich nicht mehr zu ihr gehen wollte und daß einige Tage lang mein Vater auf meinen Wunsch unsern ersten Gehülfen hinschickte, wenn er nicht selbst gehen konnte. Nach Verlauf dieser Zeit aber erklärte sie, sie wolle nicht, daß ihr Haar von andern Händen berührt werde, als den meinen, und ich wäre darüber beinahe wahnsinnig vor Freude geworden. Ich kann nicht sagen, was in mir vorging, als ich sie wiedersah; mein Herz pochte, als ob es zerspringen wollte und eine Wolke umflorte meine Augen.

‚Wie, Herr Michel,‘ sagte sie mit ihrer berauschenden Stimme, ‚so vergessen Sie die Leute, welche Sie lieben?‘ Ich wäre fast ohnmächtig geworden; es war mir, als wäre in meiner Seele nicht Platz für all das Glück, welches auf einmal mich gleichsam überschwemmte, und dennoch hätte ich mich lieber in den Eingeweiden der

Erde verbergen wollen, so schämte ich mich der Verwirrung, welche mich abhielt, zu antworten.

‚Was fehlt Ihnen denn?‘ hob sie in erschrockenem Tone wieder an, als sie mich wanken sah. ‚Armes Kind! Er wird aus übermäßigem Eifer zu rasch die Treppe heraufgegangen sein und nun steigt ihm das Blut zu Kopfe.‘

„Sie ergriff mich bei der Hand, hieß mich niedersetzen und wollte klingeln.

„Ich danke Ihnen, Madame,“ sagte ich mich großer Anstrengung; „es ist nichts; es ist schon vorbei.“

„Bald hatte ich mich wieder erholt und bemerkte nun, daß sie zitterte und daß ihr reizendes Gesicht ein wenig bleich geworden war. Wir wechselten nur wenige Worte, während ich sie frisirte, aber von diesem Tage an wurden unsere Plaudereien lebhafter, vertraulicher. — Liebe Mutter, fühlst Du wohl, wie schrecklich das ist? Ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele — sie liebt mich vielleicht auch, aber wie soll ich die Schranke übersteigen, die durch den Stolz der vornehmen Welt zwischen uns aufgerichtet worden? — Nein, ich fühle, dies ist unmöglich und dann — wehe mir!“

„Na, fasse Dich nur, mein lieber Sohn,“ entgegnete Perine; „aber wozu wird dies alles führen? Was

kannst Du hoffen? Fehlt es denn etwa an wohlgezogenen und hübschen Mädchen, die sich glücklich schätzen würden, wenn Du Dich um sie bewerben wolltest? Warum willst Du Dich durch solche überspannte Hoffnungen unglücklich machen? Kind, ich bitte Dich, ich flehe Dich darum, werde wieder mein guter kleiner Michel, der Du sonst warst, sanft, gut, gehorsam — Warst Du nicht damals viel glücklicher?"

„Aber das ist noch nicht Alles, Mutter," unterbrach sie Michel; „es giebt in diesem Hotel einen Mann — jung — schön — der mit den Leuten im Tone des Herrn spricht und sich Madame Armand niemals gegenüber befindet, ohne daß sie mit Wohlgefallen ihre schönen schwarzen Augen auf ihn heftet, deren Feuer durch die langen seidenen Wimpern so schön gemildert wird. Und eben deshalb bedarf ich Lärm, Trunkenheit und Zerstreuung — deshalb hasse ich die Großen, deshalb will ich reich werden, denn der Reichthum allein ist im Stande, den Unterschied des Rangs aufzuheben."

Die gute Perine wollte nochmals versuchen, ihrem Sohn vernünftige Vorstellungen zu machen und ihn auf bessere Gedanken zu bringen, als die Stimme des Meisters Benoit Galard sich vernehmen ließ.

Er rief Michel, um ihn daran zu erinnern, daß es Zeit sei, sich, wie er jeden Tag that, zu Herrn Samuel

Bernard zu begeben, dem reichsten der Finanzmänner, welche bis dahin durch die Hand der Galards frisirt worden.

„O, diese Qual ist zu groß!“ rief Michel.

„Na, geh nur, Kind,“ sagte die gute Mutter, „gehorche um meinetwillen.“

„Ja, ja — für Dich, geliebte Mutter, giebt es nichts, was mir nicht leicht erschiene, denn Du begreifst, Du fühlst, was ich leide, nicht wahr? O, ja, ja, Du verstehst mich, Du, das herrlichste Herz, welches aus der Hand Gottes hervorgegangen, Du meine einzige Zuflucht, mein einziger Trost.“

Mit diesen Worten und nachdem er die gute Perine herzlich umarmt, eilte Michel die Treppe hinunter, raffte die nöthigen Geräthschaften zusammen und machte sich auf den Weg nach dem Hotel des reichen Bernard, wo er bald anlangte.

Samuel war zu jener Zeit sicherlich der reichste Mann in ganz Frankreich und Navarra. Er war gleichzeitig weit mehr König und weit mächtiger, als es Ludwig XIV. gewesen, denn wenn dieser Monarch, der uns aus der Ferne so groß erscheint, auch zahlreiche Armeen hatte, so wurden diese doch oft geschlagen, und überdies waren die Kassen seiner Majestät fortwährend leer. Bernard dagegen hatte nicht einen einzigen Soldaten, der ihm ge-

tödtet worden wäre oder den er zu bezahlen gebraucht hätte, und seine Kassen waren fortwährend voll, so daß der große König zu gewissen Zeiten sich sehr glücklich gefühlt haben würde, wenn er zur Bestreitung seiner Bedürfnisse das gehabt hätte, was Bernard zum Ueberfluß besaß.

Wo war dieser Mensch geboren? Welcher Religion gehörte er an? Wie hatte er den unermeßlichen Reichthum erworben, den er besaß? Niemand wußte es. Man hielt ihn für einen Juden, aber dies war nur eine Muthmaßung. Er selbst leugnete dies eben so wenig, als er es bejahete, und als man ihm mittheilte, daß Ludwig XIV., dem er bedeutende Summen geliehen, sich nach seinem Glauben erkundigt habe, hatte er sich begnügt zu antworten: „Seine Majestät verleihe mir einen Adelsbrief und man soll erfahren, welcher Religion ich angehöre.“ In der That ward er später in den Adelsstand erhoben, aber man erfuhr deswegen nicht mehr.

Was seinen Reichthum betraf, so konnte das nachstehend erzählte Ereigniß vielleicht einen Aufschluß über die Quelle desselben geben.

Zu einer Zeit, wo er schon sehr reich war und dem König Geld lieh, hatte er einen ihm sehr treuen und ergebenen Kammerdiener, Namens Tronchin.

Eines Tages bat Tronchin seinen Herrn, ihm einige

Louisdor gegen holländische Dukaten umzuwechseln, weil er, wie er sagte, dieses Geld nach Rotterdam schicken wollte, wo seine Familie wohnte. Die Sache machte durchaus keine Schwierigkeit, als aber der Kammerdiener binnen kurzer Zeit mit mehrern Bitten derselben Art kam, wunderte sich Bernard, trotz des Vertrauens, welches er zu seinem Diener hatte, doch, daß diesem so bedeutende Summen zur Verfügung standen. Er stellte ihn daher zur Rede und Tronchin gestand nach einigen Ausflüchten endlich, daß die Louisdors, die er auf diese Weise verwechselt, ihm durch einen Italiener Namens Vinache zugestellt worden seien, der bei jedem Umtausch dieser Louisdors gegen Ducaten ihm eine bedeutende Vergütung gezahlt hatte.

Bernard fragte nicht weiter, er verschloß sich sofort in das Kabinet, in welches außer ihm kein Mensch Zutritt hatte, und als er nach mehrern Stunden wieder herauskam, befahl er seinem Kammerdiener, ihm den Italiener, der ein so großer Liebhaber von Ducaten war, zuzuführen. Vinache erhob erst einige Schwierigkeit, der Einladung des Geldmannes zu folgen. Endlich aber entschloß er sich dazu.

Man weiß nicht, was bei dieser Unterredung vorging, aber man erzählt, daß von diesem Augenblicke an jede Nacht eine schwere Kiste aus Bernard's Hause nach

der Wohnung Vinache's und von diesem letztern an den Financier zurückgeschickt ward, ohne daß sie etwas an ihrer Schwere verloren gehabt hätte.

Obschon die Polizei damals weit entfernt war, so thätig und geschickt zu sein, wie in unsern Tagen, so ward der Chef derselben, Lieutenant d'Argenson, doch bald von diesen nächtlichen Vorgängen unterrichtet. Gleichzeitig erfuhr er, daß der Italiener Vinache sich mit Chemie beschäftigte, und daß seine Nachbarn vermutheten, er besitze das Geheimniß, Gold zu machen.

Mehr bedurfte es damals nicht, um einen Menschen seiner Freiheit verlustig gehen zu lassen, ja die Laune irgend einer Courtisane, welche am königlichen Hofe Zutritt hatte, genügte schon dazu, und ein geheimer Verhaftsbefehl entriß einen ehrlichen Bürger seiner Familie und warf ihn hinter die Riegel irgend eines Staatsgefängnisses, welches er vielleicht niemals wieder verließ.

Vinache ward daher verhaftet, obschon man nichts Bestimmtes gegen ihn vorzubringen wußte, und in die Bastille gesetzt.

Kaum war er in dieser Festung angekommen, so verlangte er mit dem Gouverneur zu sprechen und bat ihn, Samuel Bernard von seiner Verhaftung zu unterrichten.

„Dies," sagte er zu ihm, „wird für Sie durchaus keine schlimmen Folgen haben, denn ich verlange weiter

nichts als Herrn Bernard sagen zu lassen, daß ich hier bin und daß ich ihn bitte, der Person, die ihm diese Nachricht überbringt, zwanzigtausend Livres auszuzahlen.“

Als der Gouverneur ihm hierauf bemerklich machte, daß er sich wohl hüten würde, einem seiner Gefangenen zu erlauben, eine bedeutende Summe zu seiner Verfügung zu haben, antwortete der Italiener:

„Ich verlange diese Summe durchaus nicht für mich, sondern schenke sie für den leichten Dienst, den ich verlange, der Person, welche mir denselben leisten wird.“

Der Gouverneur, welcher irgend eine listige Schlinge vermuthete, weigerte sich entschieden, mehr davon hören zu wollen. Vinache that, als ob ihm nun auch weiter nichts daran läge und verlangte sein Abendbrod. Am andern Morgen früh fand man ihn todt in seinem Zimmer. Er hatte sich mit seinem Messer die Kehle abgeschnitten.

Man konnte glauben, daß die Dinge nicht dabei stehen bleiben würden, denn man fand bei diesem Manne Schmelztiegel, alle Arten Metalle und bis dahin unbekannte chemische Producte. Seine Verbindung mit Bernard und die Art und Weise, auf welche sie entstanden, hätte hinreichen sollen, seltsamen Verdacht zu erwecken; gegen alle Erwartung aber gingen die Erörte-

rungen der Behörde nicht weiter und die ganze Sache war fast schon vergessen, als man bemerkte, daß fast alle in der letzten Zeit in Umlauf gesetzten Goldmünzen verfälscht waren. Die Louisdors hatten allerdings das richtige Gewicht, sie waren vollkommen gut geprägt; der Ton, den sie gaben, ließ durchaus nicht auf Betrug schließen und bei dem ersten Versuche auf dem Probirstein verrieth nichts, daß sie von geringem Gehalt gewesen wären. Wenn man sie aber mehrmals auf einer und derselben Stelle rieb, so sah man, daß sie innerlich eine bedeutende Menge Zusatz enthielten und daß ihr wirklicher Werth fünf und zwanzig Procent unter dem war, den sie darstellten.

Der Schaden war unermeßlich, denn die Kassen des Staats, die Handelscomptoirs sowohl als die Kassen der Privatleute enthielten fast keine andere Münze und die Fälscher mußten einen ungeheuern Gewinn gemacht haben.

Aber auch diesmal blieb die Behörde unthätig oder vielmehr, sie ließ die Schuldigen da suchen, wo sie nicht waren und Samuel Bernard verlor nichts von der Gunst, deren er sich erfreute, seitdem der König aus seinen Kisten geschöpft hatte.

Uebrigens besaß Samuel Bernard nichts von den Gebräuchen und Gewohnheiten der reichen Wucherer.

Er lebte wie ein vornehmer Herr, besaß eine einnehmende Persönlichkeit und war stets prachtvoll gekleidet. Er war gern gefällig und seine Börse öffnete sich Leuten jedes Standes, wie dies aus seinen Büchern hervorging, als er im Jahre 1739 in einem Alter von acht und achtzig Jahren starb. Man fand nämlich, daß er nicht weniger als zehn Millionen an Leute verliehen hatte, die vollständig insolvent waren; weswegen er aber bei seinem Tode immer noch mehr als drei und dreißig Millionen, ein zu jener Zeit unerhörtes Vermögen, besaß.

Dies war der Mann, zu welchem sich Michel Galard noch ganz aufgeregt von den Geständnissen begab, die er soeben der guten Perine gemacht.

Herr Bernard bemerkte diese Aufregung sehr bald.

„Was fehlt Ihnen denn, Michel?“ sagte er zu dem jungen Mann. „Sie zittern ja wie ein Pharospieler, der seinen letzten Ducaten riskirt.“

„Ach, Herr Bernard, wenn ich das Glück hätte, eine gewisse Summe zu besitzen, so würde ich sie nicht im Pharo riskiren.“

„Nun, was würdest Du denn damit machen?“

„Ich würde Actien der neuen Bank kaufen, um schnell reich zu werden. Binnen wenigen Monaten kosten sie noch einmal so viel und heute kosten sie hundert

Pistolen. Gestern noch sind sie um fünfzig Livres gestiegen und die Rue Quincampoir, wo sich die Actionaire versammeln, war so mit Käufern angefüllt, daß drei Personen in dem Gedränge erstickt sind."

„Na, die Idee ist nicht schlecht. Dieser Law ist in der That ein geschickter Mann und die Sache kann schon einige vier oder fünf Jahre dauern. Pardieu, da das Finanzwesen Dir gefällt, so will ich es Dich schmecken lassen, mein Sohn, und werde Dir gern zweitausend Livres leihen, wenn Du in der Rue Quincampoir Dein Glück versuchen willst, aber unter der Bedingung, daß Du statt der Zinsen mich jeden Morgen von dem unterrichtest, was den Abend vorher dort vorgegangen ist."

Michel's Augen begannen zu funkeln.

„Ist das wirklich Ihr Ernst, Herr Bernard?" fragte er mit schlechtverhehlter gespannter Begier.

„Ja, es ist eine Grille, die ich mir einmal gestatten will. Es wird für mich immer interessant sein, zu sehen, was ein wenig Geld in Verbindung mit einem festen Willen vermag."

Indem Herr Bernard dies sagte, zog er die Klingel und befahl seinem Kassirer, zweitausend Livres zu bringen, die er selbst dem jungen Mann einhändigte.

Michel rannte sofort außer Athem aus dem Hotel des reichen Mannes nach der Straße Quincampoir, wo

das Gedränge und der Zulauf mit jedem Tage so zunahm, daß sogar die Nebenstraßen kaum zu passiren waren und Frauen oder alte Leute sich ohne Lebensgefahr nicht hineinwagen konnten.

Aber wer war denn dieser Law und worin bestand sein System, welches mit so wunderbarem Erfolg aufgenommen ward? Darüber wird es nothwendig sein, hier einige Worte zu sagen.

Law, der Sohn eines reichen Goldschmieds in Edinburg, war 1671 in dieser Stadt geboren. Sein Vater hatte ihm bei seinem Tode das Landgut Lauriston hinterlassen, weshalb er den Titel eines Baronets führte. Herr eines schönen Vermögens, stürzte sich Law in den Strudel aller Freuden und Excentricitäten einer Welt, welcher er bis jetzt fast gänzlich fremd gewesen. Bald schien ihm die Stadt Edinburg ein eines Menschen von seiner Bedeutung nicht mehr würdiger Aufenthalt zu sein und er begab sich nach London, wo er als leidenschaftlicher Spieler bald den größten Theil seiner Habe vergeudete.

Gleichzeitig aber erwarb er sich eine große Fertigkeit im „Corrigiren" des Glücks, indem er die Karten seinem Willen gehorsam machte. Er gewann auf diese Weise in kurzer Zeit zehnmal mehr, als er verloren.

Zum Unglück kann man nicht immer ungestraft glück-

licher Spieler sein. Dieses ununterbrochene Glück erweckte den Verdacht einiger von Denen, die ihm zum Opfer gefallen waren und eines Abends — es war in den Salons des Lordmayor, wo wüthend gespielt ward — packte ein gewisser Lord Wilson, der so eben, nachdem er seine ganze Börse geleert, zehntausend Guineen auf sein Ehrenwort verloren, plötzlich den Arm Dessen, der sie gewonnen und schrie vor dreißig Zeugen:

„Mein Herr, Sie haben Karten in Ihrem Aermel!“

Der Mann, der auf diese Weise eines schmachvollen Betrugs beschuldigt ward, war der Baronet Law. Er verlor deswegen aber nicht die Geistesgegenwart und während er durch eine Ohrfeige seinen Gegner zwang, ihn loszulassen, flogen die Karten, die er wie mit einer Bewegung des Zornes von dem Tische gerafft, in das Feuer des Kamins.

Diese ganz neue Methode, sich zu rechtfertigen, war allerdings weit entfernt, genügend zu erscheinen. Man glaubte ziemlich allgemein, daß die in dem Aermel verborgenen Karten sehr gefällig denselben Weg genommen, wie die von der Tafel gerafften. Aber dies war blos eine Vermuthung und das Feuer hatte jede nähere Untersuchung unmöglich gemacht.

Am nächstfolgenden Morgen fanden sich die beiden

Gegner auf dem zu dem Zweikampf bestimmten Platz ein und Lord Wilson bekam einen Degenstich in's Herz, der ihn gegen die Launen des Glücks und die Gewandtheit der Taschenspieler auf immer sicher stellte.

Obschon Zweikämpfe damals sehr häufig waren, so stach man doch die Leute, nachdem man sie vorher ruinirt, nicht todt, ohne daß dies in der Welt einiges Aufsehen erregt hätte. Die Justiz mischte sich ein und Law verließ, um den Befragungen, die man mit ihm vorzunehmen wünschte, aus dem Wege zu gehen, schnell England und begab sich nach Paris.

Bald ward in den Salons dieser Hauptstadt von nichts gesprochen, als von dem ungeheuern Glück, welches dieser schottische Baronet im Spiele hatte. Man sprach sogar bei Hofe davon. Der König wollte wissen, wer dieser glückliche Spieler sei und der Polizeilieutenant d'Argenson ließ in Folge sehr genauer Erkundigungen den Baronet auffordern, das Königreich zu verlassen, indem man ihm andeutete, daß man nicht auch noch seiner bedürfe, um die Unterthanen des Königs zu ruiniren, was allerdings eine vollständig bewiesene Wahrheit war.

Law bereiste nun die verschiedenen Staaten Europas. Da seine Liebe zum Spiel unaufhörlich wuchs, so erschienen ihm Pharo und Bassette, die damals beliebtesten

Spiele, bald seines Genies nicht mehr würdig. Er vertiefte sich demzufolge in die wichtigsten Finanzfragen, erfand neue Banksysteme, und schlug seinen Plan nach der Reihe mehreren Monarchen vor. Die Resultate aber, welche er davon versprach, waren so ungeheuer, daß kein Mensch daran glauben wollte.

Law begann schon den Muth zu verlieren, als der Tod Ludwig's XIV. seine Hoffnungen wieder belebte.

Man wußte allgemein, daß der Herzog von Orleans, der nun Regent geworden, abenteuerlustig und ein Liebhaber von Neuigkeiten war. Es gelang dem schottischen Baronet, der nach Paris zurückgekommen, wo man mittlerweile Zeit gehabt, ihn zu vergessen, sich dem Fürsten vorstellen zu lassen, und ihm eine Uebersicht seiner Finanzpläne vorzulegen.

Der durch die in Aussicht gestellten Resultate geblendete Herzog ging sofort auf dieses neue System ein, und Law, welcher nun ein täglicher Gast des Palais Royal und Gesellschafter des Regenten ward, erhielt alle nöthigen Vollmachten, um seine Projekte zur Ausführung bringen zu können.

Sobald der schottische Baronet Meister des Terrains war, ließ er seiner Phantasie den Zügel schießen.

Zuerst errichtete er eine Discontobank mit einem Kapital von sechs Millionen, das in zwölftausend Actien

zu fünfhundert Livres getheilt war, und eine Handelsgesellschaft, welche bestimmt war, Louisiana, ein damals fast noch gänzlich unbekanntes Land, von welchem Law und seine gedungenen Helfershelfer Wunderdinge erzählten, auszubeuten. Da diese zwölftausend Actien mit überraschender Schnelligkeit untergebracht wurden, so blieb Law nicht dabei stehen, und constituirte neben der Gesellschaft von Louisiana der Reihe nach noch die des Mississippi, des Senegal und die chinesische.

In allen diesen verschiedenen Ländern besaß er nicht ein einziges Schiff und eben so wenig eine einzige Niederlassung. Niemals war etwas Abgeschmackteres ausgesonnen worden, und eben aus diesem Grunde machte es Furore. Binnen einem einzigen Jahre verkaufte Law hundert und zehn Millionen Actien.

Die Rue Quincampoix bot, wie ich schon gesagt habe, einen höchst merkwürdigen Anblick dar. Feine Damen, vornehme Herren, in dem durch einen schlammigen Bach genährten Kothe stehend, drängten sich hier mit Kaufleuten, Lakaien, Fischhändlern und Lastträgern durcheinander. Aus den schmutzigsten schwieligsten Händen gingen die Actien in die zarten und feinsten, halb unter kostbaren Spitzenfalten verborgenen über und umgekehrt. Alle Geschäfte wurden stehend abgemacht und das Gedränge war so groß, daß es den Contrahirenden

nicht immer leicht war, auf dem Knie zu schreiben. Es geschah damals, daß es einem armen kleinen Buckeligen einfiel, sich in ein ambulantes Schreibpult umzuwandeln. Beide Hände auf die Schenkel stützend, bot er gegen eine Vergütung den Käufern und Verkäufern seinen Buckel dar, der gerade die rechte Höhe harte und auf dem ein Dintenfaß mit Feder befestigt war. Seine Kundschaft ward so zahlreich, daß er in den zwei Jahren, wo er dieses sonderbare Handwerk ausübte, ein ganz artiges Vermögen erwarb.

Hier hoffte der verliebte Michel das Glück zu finden und vertauschte gegen zwei viereckige Stücken Papier die zweitausend Livres, welche er der launenhaften Freigebigkeit des Herrn Samuel Bernard verdankte.

XLII.

Michel wird reich. — Liebesträume. — Der Chevalier von Beauretour. — Der Financier Moreau führt seinen Sohn in die Welt ein. — Ein Souper im Palais Royal.

Michel's Hoffnung ward nicht getäuscht. Der Cours der Actien der neuen Bank stieg mit jedem Tage und von fünfhundert Francs, dem Emissionspreise, bis zu der fabelhaften Höhe von zwanzigtausend Francs.

Der junge Galard manövrirte, durch den Rath des alten Samuel unterstützt, so geschickt, daß er sich binnen einem Jahre im Besitz von mehr als hunderttausend Livres sah.

Seinem ursprünglichen Berufe hatte er vollständig entsagt, trotz der Vorstellungen seines Vaters, den dieses rasche Glück nicht blenden konnte, und zum großen Kummer der guten Perine, welche jetzt ihren geliebten Sohn nur noch selten sah, denn Michel hatte, um nach seiner Weise

und ohne Zwang leben zu können, das väterliche Haus verlassen.

Glücklich in Geschäften, war er es auch in der Liebe. Das Geld hatte ihn muthig gemacht, und Madame Armand hatte ohne Zorn ihn zu ihren Füßen schwören hören, daß er vor Schmerz und Pein sterben würde, wenn er dem unermeßlichen Glück, von ihr geliebt zu werden, entsagen müßte. Dann hatte man süße Geständnisse und zärtliche Worte ausgetauscht und entwarf nun die herrlichsten Pläne für die Zukunft.

„Nur noch kurze Zeit, theure Louise," sagte Michel, „und mein Vermögen wird mir gestatten, den Geschäften zu entsagen. Dann wirst Du mein werden und wir wollen unser Glück weit von Paris im Stillen genießen, ganz besonders weit von diesem Chevalier von Beauretour, der hier den Herrn spielt. O, es ist sein Glück, daß er Dein Bruder ist, denn wenn dies nicht der Fall wäre, so sollte er die Thränen, die er Dich zuweilen vergießen läßt, theuer bezahlen. Leugne es nur nicht, Louise, mehr als einmal, wenn er hier fortging, habe ich Thränen in Deinen Augen gesehen —"

„Lieber Freund! werden wir uns nicht überall wohl befinden, wo unsere Herzen neben einander schlagen?"

„Ja, theure Freundin, vorausgesetzt, daß wir allein

sind! Dann wird meine geliebte Louise kein Geheimniß mehr für mich haben."

„Ich habe ja schon jetzt keins, Freund! Wie kommst Du auf diesen seltsamen Verdacht?"

„Nein, mein schöner geliebter Engel, ich habe keinen Verdacht gegen Dich. Ich wäre zu unglücklich. Aber Dein Bruder, wir werden fern von ihm leben, nicht wahr?"

Madame Armand vermied stets, diese letzte Frage zu beantworten, und mehr als einmal, wenn Michel ihr dieselbe vorlegte, hatte sich ihre Stirn mit einer leichten Röthe bedeckt. Der junge Mann aber war so verliebt und so glücklich, sich geliebt zu sehen, daß diese leichten Wolken keine Unruhe in seinem Gemüthe hervorrufen konnten.

Eines Tags, als nach einer dieser süßen Unterhaltungen Michel liebestrunkener als jemals die schöne Wittwe soeben verlassen hatte, trat der Chevalier Robert de Beauretour plötzlich in das Boudoir, wo Louise, nachlässig auf dem Sopha liegend, träumte.

Er war ein noch junger Mann — groß, gut gewachsen, mit lebhaftem Blick, rascher Geberde, den Hut auf dem Ohre und im Ganzen etwas nachlässig gekleidet.

„Also, meine Schöne," sagte er, indem er sich mit einer Hand am Kinn faßte, während die andere sich auf

den Griff seines langen Degens stützte, „also nach Deiner Meinung ist das immer noch nicht genug vollkommene Liebe? Sacrebleu! ich ziehe Dich aus der erbärmlichen Hütte, in welcher Dich der alberne Armand Fiquet, Dein Mann, bei seinem Tode gelassen hat. Ich nehme Dich unter meinen Schutz, die große Welt räumt Dir einen Platz in ihrer Mitte ein, und Du kommst, von dem reichsten der Generalpächter begünstigt, mit in das Palais Royal. Das Glück lächelt Dir, Monseigneur der Regent gestattet Dir Zutritt bei seinen kleinen Soupers, der Cardinal Dubois läßt Dir ein Hotel meubliren, man hält Dir Equipage und Diener, das Gold fällt uns aus den Wolken und nun bleiben wir auf so schönem Wege stehen!"

„Was soll ich denn thun, Robert?" antwortete die junge Frau mit ein wenig zitternder Stimme; „habe ich Dir nicht Alles gegeben, was Du von mir verlangt hast und hast Du nicht nun, da das Geld fort ist, angefangen, Dich an meine Schmucksachen zu halten?"

„Ohne Zweifel, und dies hat mir Unglück gebracht, denn das Pharo hat mir meine letzte Pistole geraubt. Deshalb, meine Schöne, wirst Du gefälligst wieder auf den guten Weg zurückkehren und Deinen spießbürgerlichen Skrupeln entsagen."

„Und wo soll dieser Wortwechsel eigentlich hinauslaufen, wenn ich fragen darf?"

„Das will ich Dir sagen, mein Kind. Der Financier Moreau, dieser brave Generalpächter, mit welchem Du so leichtsinnigerweise gebrochen hast — ohne daß ich Dir deswegen Vorwürfe machen will — und dessen Freund ich geblieben bin — ausgenommen hinsichtlich des Beutels — ist der Meinung, daß es Zeit sei, seinen lieben Sohn, den schönen Felix, der nächstens sein achtzehntes Jahr vollendet, in die Welt zu schleudern. Bei dieser Gelegenheit giebt der würdige Mann ganz allerliebste Soireen und ich wünsche, daß Du die Reize derselben noch heute beurtheilen lernest."

Hier ward Herr Claude Poirier durch ein Murren unterbrochen, welches sich unter seinen Zuhörern vernehmen ließ.

„Bravo, meine Freunde!" rief er, indem er sich nach der betreffenden Stelle hinwendete; „dies beweist, daß unser Jahrhundert besser ist, als das, dessen Sitten ich in diesem Augenblicke zu schildern versuche. Man würde heute eine solche moralische Verworfenheit, wie der Financier Moreau entfaltete, für unglaublich halten und Jeder, der in einem solchen Grade die dem Menschenherzen eingepflanzten sittlichen Gefühle zu beleidigen wagte, würde aus der Gesellschaft verbannt und auf

immer gebrandmarkt sein. Ihr habt gefunden, daß ich ziemlich weit gehe und dennoch habe ich Euch nur im Vorübergehen die Menschen und Dinge jenes Zeitalters einer unglaublichen Demoralisation gezeigt, wo das Oberhaupt des Staates mit dem Beispiele der schmachvollsten Corruption voranging und mit seinen Lastern Parade machte.

„Nachdem ich dies zur Wahrung meines Gewissens gesagt, nehme ich meine Erzählung wieder auf. Man muß das Böse kennen lernen, um es zu verabscheuen.“

Der Chevalier Robert de Beauretour war, wie Ihr ohne Zweifel schon errathen habt, weiter nichts als einer jener Industrieritter, welche vom Spiel und Diebstahl lebend, sich zu Beschützern gewisser Frauen aufwarfen, in deren Klasse Madame Armand durch die Verhältnisse gerathen war. Noch jung und nicht ganz verdorben, sehnte sich diese Unglückliche zuweilen nach einem besseren und moralischeren Leben, und dies war eben die Ursache zu den häufigen Zwistigkeiten, die sie mit dem Chevalier hatte.

„Also die Sache ist abgemacht?“ fragte er, nachdem er die Vortheile und Annehmlichkeiten der in Aussicht stehenden Soirée aufgezählt hatte. „Ich werde Dich

um neun Uhr abholen und hoffe Dich bereit und auf besserer Laune zu finden als in diesem Augenblick.“

„Bin ich nicht verdammt, Deinen Willen zu thun?“

„Verdammt! Das Wort ist nicht übel gewählt! Da Du so gelehrig bist, so wirst Du die Güte haben, meine Börse, welche das Pharo seit einigen Tagen so stiefmütterlich behandelt, mit einigen Louisdors zu versehen.“

„Du weißt ja, Robert, daß ich ohne Geld bin.“

„Ohne Geld! Und dieser Gelbschnabel, der Dich unaufhörlich umflattert, wälzt sich im Golde! Ach, Louise, wir werden uns noch erzürnen. Doch, nein! ich will nicht böse werden und Du wirst gut sein wie immer. Ich werde zehn Louisdor auf diesen Ring leihen — morgen wird sich das Glück vielleicht gewendet haben.“

Und er ergriff die Hand der jungen Frau, zog ihr einen Ring von einem ihrer feinen, schlanken Finger und entfernte sich.

„Mein Gott!“ sagte die unglückliche Frau, die gerade wieder einmal eine Anwandlung von Reue hatte, „werde ich denn niemals die Kraft haben, dieses schmachvolle Joch abzuschütteln? Nein, wenn man so tief gefal-

len ist, erhebt man sich nicht wieder. Ich müßte ja Michel Alles bekennen und lieber will ich sterben. Was kann man sich Entsetzlicheres denken! Ich trage die Verzweiflung im Herzen und er verlangt, daß ich ein lachendes Gesicht zeige und mich und Andere belüge.“

Bald aber trocknete sie ihre Thränen; die von dem Chevalier festgesetzte Stunde nahete; sie mußte sich bereit machen.

Gerade an diesem Tage hatte Michel einen Hauptschlag ausgeführt. Dem Rathe des stets gut unterrichteten Samuel Bernard folgend, der ein nahe bevorstehendes bedeutendes Steigen des Courses voraussah, hatte er für dreihunderttausend Livres Actien gekauft. Baron Law hatte, wie man sagte, wichtige Nachrichten vom Mississippi erhalten. Man sprach von zu Tage liegenden Goldminen, welche die Compagnie entdeckt, so daß alle Actionaire nothwendig Millionaire werden mußten.

Die durch Law's Agenten ausgestreuten derartigen Gerüchte verfehlten niemals, eine große Wirkung hervorzubringen und Michel konnte auf einen bedeutenden Gewinn rechnen, so daß er sich mit freudevollem Herzen zu Madame Armand begab.

In dem Augenblick, wo er an dem Hotel der Arcade

Colbert ankam, fuhr eine Carosse heraus. Obschon es dunkel war, so glaubte doch der scharfe Blick des jungen Mannes in dem Wagen seine schöne Freundin zu erkennen. Er zweifelte nicht mehr, daß sie es sei, als er die Stimme Beauretour's hörte, der sie begleitete.

„Na, meine Königin," sagte der Chevalier, „lege nur diese niedergeschlagene Miene ab, denn Du siehst aus wie eine ausgescholtene Pensionsschülerin. Wirklich Du machst ein Gesicht, als ob wir zu einem Begräbniß führen."

Ergriffen von Erstaunen über diese seltsamen Worte, blieb Michel stumm und unbeweglich auf der Stelle stehen, wo er sich befand. Bald aber eilte er, von einem entsetzlichen Verdacht getrieben, dem Wagen nach, hing sich mit beiden Händen an eine der Federn, durchflog, bald laufend, bald sich schleppen lassend, die Hälfte von Paris und gelangte nach Chaillot, wo der Financier Moreau sein kleines Haus hatte, an dessen Thür der Wagen Halt machte.

Das, was die vornehmen Herren und reichen Financiers damals ein kleines Haus nannten, war eine ruhige, abgelegene Wohnung, zu den Erholungen und Vergnügungen der Großen jener Zeit bestimmt. Das „kleine Haus" Moreau's lag zwischen Hof und Garten; die Thüren waren inwendig mit Eisen beschla-

gen; doppelte Fensterläden verdeckten alle Fenster, so daß von dem Klange der Stimmen und dem Glanz der Lichter außen nichts zu bemerken war.

Hinter einem Eckstein versteckt, sah Michel den Chevalier und Madame Armand aus dem Wagen steigen und in das Haus hineingehen. Einen Augenblick lang war er im Begriff, auf Madame Armand zuzueilen und — möchte kommen was da wollte — eine Erklärung herbeizuführen, aber er bezwang sich, indem er bedachte, daß dieser Schritt ihn verhindern könnte, eine umfänglichere Entdeckung zu machen.

Der Wagen fuhr wieder fort. Mehrere andere folgten ihm und brachten die anderen Gäste, dann wurden die Thüren geschlossen und bei dem Geräusch der innern Riegel und dem Lichte einiger von den Dienern getragenen Kerzen, folgten Schweigen und Dunkel. Michel konnte nun das Aeußere des Hauses beaugenscheinigen und beim Schimmer der Sterne mit dem Auge die Höhe der Mauern messen, mit welchen es umgeben war. Von Zeit zu Zeit horchte er, in der Hoffnung, daß in dem Schweigen der Nacht irgend ein Geräusch ihm verrathen könnte, was im Innern vorginge oder daß irgend ein Diener herauskäme, den er fragen konnte. Aber es geschah weder eins noch das andere.

Mittlerweile rückte die Nacht immer weiter vor. Michel hatte auf einem nahen Kloster die Mitternachtsstunde schlagen hören. Der arme junge Mann litt fürchterlich und außer sich vor Unruhe und Eifersucht, versuchte er zehnmal, die Mauern zu erklettern, ohne daß es ihm gelungen wäre. Mit seinen blutigen Händen schlug er sich auf die Brust und raufte sich das Haar aus. Die Hälfte seines Lebens hätte er darum gegeben, wenn er hätte erfahren können, was hinter diesen Mauern vorging.

Endlich graute der Tag. Wagengerassel ließ sich von weitem hören und Michel erkannte den Wagen, dem er am Abend nachgeeilt war.

Beinahe gleichzeitig knarrten die Riegel im Innern, das Thor that sich auf und Galard sah Madame Armand heraustreten.

Sie war bleich, ihre Züge abgespannt und die Unordnung ihrer Gewänder verrieth hinreichend, daß es nicht die Ruhe war, was sie an diesem Orte gesucht hatte.

Der Chevalier, der ihr die Hand reichte, ging wankend neben ihr her; als er aber Michel sah, der auf Louisen zuschritt, richtete er sich auf und der Zorn malte sich in seinen trunkenen Zügen.

„Bei allen tausend Teufeln!“ rief er, „ich weiß

nicht, was mich abhält, diesem Schurken die Ohren abzuschneiden!“

„Louise!“ rief der junge Mann außer sich vor Wuth, „wirst Du mir sagen, was Dich in dieses Haus geführt hat, wo Du die Nacht zugebracht hast?“

„Donner und Teufel!“ schrie Beauretour, „ein gemeiner Kerl wagt in diesem Tone mit der Dame zu sprechen, die ich begleite! Warte, ich werde Dir Deinen elenden Studentendegen*) bis an das Heft in den Hals hinabstoßen.“

Mit diesen Worten stürzte er sich auf Michel; dieser aber hatte bereits seinen Degen gezogen und der Chevalier sah sich genöthigt, dasselbe zu thun. Madame Armand stieß einen Schreckensruf aus und ward ohnmächtig. Während der Kutscher von seinem Sitze herabsprang, um ihr zu Hülfe zu eilen, hatten die beiden Gegner schon die Klingen gekreuzt und gingen wüthend aufeinander los. Durch das Gefühl der Gefahr nüchtern gemacht, wich Beauretour anfangs ein wenig zurück, um den Stößen auszuweichen, welche Michel mit blinder Wuth nach ihm führte. Bald aber seine Ueberlegenheit be-

*) Im Jahre 1650 hatte Ludwig XIV. die Perückenmacher als Gilde constituirt und ihnen zahlreiche Privilegien verliehen, unter andern auch das Recht, Degen zu tragen.

merkend, drang er seinerseits auf den jungen Mann ein, der nach Verlauf von wenigen Minuten, von einem furchtbaren Stoße mitten in den Leib getroffen, seinen Degen fallen ließ und zusammensank.

Während der Chevalier sich rasch entfernte, schleppte sich Madame Armand, die wieder zur Besinnung gekommen, zu dem Verwundeten und bemühete sich, ihn wieder zum Leben zu erwecken. Sie ließ ihn in ihren Wagen tragen und in seine Wohnung schaffen, wo sie seine erste Pflege übernahm.

Die Wunde war außerordentlich gefährlich, ein heftiges Fieber stellte sich ein, welches bald in Delirium überging.

Madame Armand hätte gern den armen Michel, den sie wirklich liebte, nicht verlassen, aber dies paßte nicht in die Pläne des Chevalier, welcher gewohnt war, die häufige Leere seiner Börse durch gewisse Glückswechsel füllen zu sehen, auf welche er niemals vergebens gerechnet hatte.

„Meine Schöne,“ sagte er zu Louisen, „Du greifst Dich zu sehr an und schadest Dir. Sich so an einen werthlosen Gegenstand anzuklammern, ist wirklich unanständig. Bei meiner Seele! wenn er wieder aufkommt und diese Geschichte fortdauert, so gebe ich ihm eine Lection, die seine letzte sein soll.“

„Du bist unbarmherzig, Robert. Ist es nicht schon tausendmal zu viel, daß Du diesen armen jungen Mann dem Grabe so nahe gebracht hast?“

„Aber, meine Königin, wie Du doch hitzig wirst! Brechen wir davon ab, wenn Dir's beliebt, und reden wir vernünftig. Vor allen Dingen mußt Du wissen, daß ich Dich mit Dubois wieder ausgesöhnt habe. Seine Eminenz bedurfte meiner und ich habe die Gelegenheit ergriffen. Es war aber auch Zeit, denn Deine Diamanten sind verpfändet und meine Börse ist leer. Zum Glück speist man diesen Abend im Palais Royal, in den kleinen Appartements, und dieser vortreffliche Dubois, die verdammte Seele Monseigneurs, war eben beschäftigt, die Liste der Gäste aufzusetzen, als ein glücklicher Zufall mich ihm in den Weg führte und durch seine Vermittelung bist Du unter die Zahl der Eingeladenen aufgenommen worden. Sieh nur, der Prinz von Soubise wird da sein, ferner der Herzog von Richelieu, der Herzog von Modena, der Graf von Matignon — die ausgewähltesten unter unseren vornehmen Herren — und dann Madame de Parabère — eine wahrhaft fürstliche Versammlung, und Du wirst auch da sein. Bei dem Dessert werden nothwendigerweise viele Dinge gesprochen werden, welche zu wissen sehr wichtig ist. Merke sie Dir, mehr verlange ich für heute von Dir nicht.

Also die Sache ist abgemacht, nicht wahr? Aber ich bitte Dich um Gotteswillen, entsage diesen Grillen für Leute, die nichts haben. Du beweist dadurch keinen guten Geschmack."

Die unglückliche Frau besaß nicht Kraft genug, um zu widerstehen und beugte daher abermals ihr Haupt unter das Joch.

„Du hast kein Erbarmen, Robert," sagte sie. „Ich werde gehen, weil Du es willst."

„Und Du wirst von Dem, was ich Dir empfohlen, nichts vergessen?"

„Ich werde mich bemühen."

„Wohlan, Louise, ich sehe schon, daß ich Dich endlich ganz wieder auf den guten Weg bringen werde. Gieb Dir nur Mühe, meine Theure, die Augen zur rechten Zeit aufzuthun und nicht die Beute um des Schattens willen fahren zu lassen."

Am Abend desselben Tages ward Madame Armand in der That in die kleinen Appartements des Palais Royal eingeführt, wo alle Gäste anwesend waren, von welchen der Chevalier gesprochen, und noch einige andere.

Was hier vorging, läßt sich unmöglich erzählen, denn es giebt Mysterien der Ruchlosigkeit, die sich in keiner Sprache ausdrücken lassen.

Indessen, der Mensch wird auch des raffinirtesten Genusses überdrüssig; die Gäste sprachen endlich von verschiedenen Dingen, und da Law mit anwesend war, so kamen endlich auch die Finanzen auf's Tapet.

„Meine Herren," sagte plötzlich der Regent, „es scheint mir, als amüsirten wir uns hier wie bei einem Todtengastmahl. Laß sehen, Dubois, hast Du nichts mehr in Deinem Sack, was die Leute aufheitern kann? Da sitzt zum Beispiel Meister Law, der mir vorkommt wie der weinende Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem."

„Ach, Monseigneur," antwortete Dubois, „er hat seinen Actionairen so viel Freude bereitet, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn ihm selbst keine mehr übrig geblieben ist."

„Bah! wir wissen die Mittel, sie ihm im reichen Maße zu verschaffen. — Doch zum Teufel mit den Geschäften! Morgen ist wieder ein Tag. Heda, Soubise, suchen Sie uns etwas Lustiges in der Chronik Ihres kleinen Hauses. Man erzählt von Ihrer letzten Partie ganz köstliche Dinge."

„Und man hat Recht, Monseigneur," sagte der Herzog von Richelieu, „aber Soubise darf hier nichts davon erzählen."

Indem der Herzog, welcher neben dem Grafen von

Matignon saß, dies sagte, reckte er von hinten über dem Kopfe des Letztern zwei seiner Finger empor und bewegte sie wie die Fühlhörner eines Käfers. Während der Regent Matignon ansah und in ein lautes Gelächter ausbrach, sagte Dubois, indem er sich zu Law neigte, mit halber Stimme:

„Wahrlich, Ihr wählet Eure Zeit zum Traurigsein nicht übel. Ehe noch sechs und dreißig Stunden vergehen, wird der Preis der ausgegebenen Actien um die Hälfte herabgesetzt und es allen Unterthanen des Königs verboten werden, Gold- und Silbermünzen in ihrer Verwahrung zu behalten. Ihr werdet dann reicher sein, als alle Potentaten der Welt.“

„Ist das wahr?“

„Die Edicte sind bereits ausgefertigt und werden morgen unterzeichnet werden.“

Dieses Gespräch hörte Madame Armand, welche Law zur Nachbarin gewählt hatte, und sie nahm sich vor, kein Wort davon zu vergessen.

Richelieu's Scherz hatte alle Gäste wieder auf lustige Laune gebracht, mit Ausnahme des Herzogs von Matignon, dessen Gemahlin eine der Heldinnen jener Partie gewesen war, auf welche der Regent anspielte, als er den Prinzen von Soubise anredete. Der Graf, welcher endlich die Geberden Richelieu's bemerkt hatte,

warf diesem drohende Blicke zu, was die Heiterkeit des Regenten nur noch erhöhete.

. . . .

. . . .

Seit zwei Stunden waren alle Kerzen erloschen, als der Tag anbrach und den Schauplatz beleuchtete, von welchem alle Personen nach einander verschwunden waren.

XLIII.

Mittheilung der Madame Armand. — Eine Börsenoperation. — Eine Verschwörung. — Michel's Ruin.

Am nächstfolgenden Tage war Madame Armand bei Michel Galard. Der arme junge Mann war noch sehr schwach, aber das Delirium hatte aufgehört, das Fieber war weniger heftig, und man glaubte, der Verwundete sei nun außer Gefahr.

Louise hatte ihn vor allen Dingen einigermaßen von ihrer Unschuld überzeugt und ihr Verweilen in dem Hause, vor welchem der junge Mann eine solche Nacht zugebracht, gerechtfertigt. Es hatte sich nach ihrer Aussage einfach um ein Hochzeitsmahl nach einer ohne alles Aufsehen und beinahe heimlich geschlossenen Vermählung gehandelt und die Freude der jungen Gatten war die Ursache gewesen, daß man sich bei Tische ein wenig mehr vergessen, als man vorausgesehen. Der junge

Mann hatte dies alles geglaubt; man glaubt ja so leicht an die Wirklichkeit dessen, was man wünscht.

„Aber Du scheinst leidend zu sein, theure Louise,“ sagte Michel, nachdem sie ihm diese Erklärung gegeben; „es scheint mir, als ob Deine schönen Augen etwas von ihrem Glanze verloren hätten und als ob Dein Teint ein wenig bleich geworden wäre.“

„Ich habe auch viel gelitten, mein Freund. Ist es nicht furchtbar, daß Dein Leben auf diese Weise meinetwegen in Gefahr gekommen ist? Und dann glaube ich auch, daß Deinem Vermögen eine furchtbare Katastrophe drohet.“

„O das fürchte ich nicht,“ entgegnete Michel, „die Senegal- und Mississippi-Actien werden nicht sobald fallen. Dies ist die Meinung des Herrn Samuel Bernard, des geschicktesten Financiers der Welt, der selbst Law belehren könnte.“

„Ohne Zweifel, Michel, würden sie nicht sobald fallen, wenn man sie der Speculation überließe; es ist aber jetzt die Rede davon, sie durch ein Edict willkürlich auf die Hälfte herabzusetzen.“

„Glaubst Du, daß dies wahr sei, Louise?“ rief Michel, indem er einen Versuch machte, sich von seinem Lager aufzurichten.

„Die Sache ist nur allzugewiß, Freund; die Person,

die mir es mittheilte, hat es von dem Baron Law selbst erfahren. Das heute unterzeichnete Edict wird morgen veröffentlicht werden.“

„Barmherziger Gott! und ich habe hunderttausend Thaler von diesem Papier! — Es ist noch nicht Mittag, nicht wahr? doch was kommt auf die Stunde an, da es mir ja unmöglich ist, einen Schritt zu thun? Mein Gott, ich war dem Glück so nahe!“

„Michel, wenn Du mich liebst, so ängstige Dich nicht so. Laß uns sehen, — kann ich nichts thun, um den Streich zu verhüten, der Dir droht?“

„Warte, Louise, damit ich erst meine Gedanken ordnen kann. Ja, geliebter Engel, Du kannst mich retten. Hier in diesem Schubfache liegen die Actien und ich besitze zum Glück so viel Kraft, um Dir die zum Verkauf nöthige Autorisation auszustellen. Aber es ist kein Augenblick zu verlieren; die Sache könnte bekannt werden. Beeile Dich und komm schnell wieder, um mir zu sagen, daß das Glück mich nicht verlassen hat.“

Mit Louisens Hülfe konnte er einige Zeilen schreiben, die er mit seinem Namen unterzeichnete, und Madame Armand befand sich mit dieser Vollmacht und für dreihunderttausend Livres Actien versehen, bald darauf in der Straße Quincampoir, wo sie den Financier Moreau bemerkte, welcher, auf einer steinernen Bank stehend und

von einigen seiner Agenten umringt, alle Verkäufer anrief.

Sie ging gerade auf ihn zu und bot ihm ihre Papiere an.

„Ah, meine Schöne,“ sagte Moreau, „wie es scheint, verlieren Sie nicht immer Ihre Zeit —“

„Kaufen Sie, mein Herr?“ unterbrach ihn Louise in etwas verächtlichem Tone.

„Versteht sich, aber man hat nicht gleich dreihunderttausend Livres in der Tasche; daran hätten ja zwei Lastträger genug zu schleppen. Nehmen Sie gefälligst meinen Arm bis ans Ende der Straße, wo mein Wagen mich erwartet. In zehn Minuten sind wir bei mir und ich werde mich, nachdem ich Ihnen die Summe ausgezahlt, glücklich schätzen, Sie wieder nach Ihrem Hotel begleiten zu können.“

„Ich bin damit einverstanden, mein Herr, natürlich bis auf die Begleitung.“

„Ach, Sie sind zu streng; indessen man muß sich den Fügungen des Schicksals zu unterwerfen wissen.“

Und indem der Financier von seiner improvisirten Tribüne herabstieg, entfernte er sich aus dieser schmutzigen, stinkenden Straße mit Madame Armand, welche zwei Stunden später mit den dreihunderttausend Livres wieder nach Hause kam, welche Michel ihr in unsicheren

Werthpapieren anvertraut, und die sie ihm nun zu ihrer Freude in schönen makellosen Goldstücken zurückbrachte.

„Ach!“ sagte die junge Frau bei sich selbst, „wie, wenn nun mein geliebter Michel meine Vergangenheit erführe? Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ihm meine Leiden erzählen und wie seine Liebe mich geläutert hat, und dieses Gold, welches ich ihm überbringe, wird mich vollends rechtfertigen.“

Die unglückliche Frau aber wußte nicht, wie schwer es ist, die unsaubere Bahn zu verlassen, die sie einmal betreten.

Sie brachte in aller Eile ihre durch den Ausflug nach der Rue Quincampoix ein wenig in Unordnung gerathene Toilette wieder in Stand, um ganz verführerisch zu dem armen Michel zurückzukehren, als der Chevalier de Beauretour in wilder Aufregung und mit verstörten Zügen hereintrat.

„Tausend Teufel!“ rief er, indem er seinen Hut wüthend auf ein Möbel warf, „nur mir kann so etwas passiren!“

„Nun, was ist Dir denn passirt, Robert?“

„O nichts, beinahe nichts — weiter nichts, meine Theure, als daß wir, Du und ich, nebst noch vielen Andern binnen vier und zwanzig Stunden decretirt, arretirt, gefoltert und gehängt sein können, dafern wir nicht

gerädert oder verbrannt werden. Die Alternative ist nicht eben verlockend, nicht wahr?"

„Du sagst wir? Was habe ich denn gethan, um solche schreckliche Strafen zu verdienen? Meine Fehler sind ohne Zweifel groß, aber sie gehören nicht zu denen, welche die Gerechtigkeit der Menschen straft."

„Nun, und was habe ich denn gethan, daß mir so etwas passirt? Ich bin ganz einfach mehrmals an der spanischen Grenze spazieren gegangen, von wo ich für die Frau Herzogin von Maine einige Briefe mitgebracht habe, deren Porto mir von dem Abbé Brigault mit zweihundert Louisdors bezahlt worden. Dies ist mein ganzes Verbrechen und wie es scheint, bedarf es nicht mehr, um als ein furchtbarer Verschwörer betrachtet zu werden. Mit einem Worte, wie es scheint, hat die Herzogin von Maine intriguirt, um den Regenten zu stürzen und die Regentschaft dem König von Spanien, Philipp V., in die Hände zu spielen. Alles ging ganz wunderschön, bis es plötzlich dem Polizeilieutenant d'Argenson gelungen ist, seine Nase in die Sache zu stecken, und heute sind sämmtliche Haupttheilnehmer der Verschwörung verhaftet worden. Unter den zugleich mit weggenommenen Papieren befinden sich eine Menge von meiner Hand geschriebene Briefe, welche wichtige Angaben über Personen von der andern Seite der Pyrenäen enthalten. Zum

Glück habe ich einen kleinen Vetter in dem Kabinet des Polizeilieutenants, welcher mich in aller Eile von der mir drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt hat, und anstatt mich nach Hause zu begeben, laufe ich hierher, denn man wird bei mir gewisse Briefe von Dir finden, oder hat sie vielmehr schon gefunden, welche sich über unser Verhältniß viel zu deutlich aussprechen, und ich fürchtete schon, nur wenige Augenblicke den Agenten d'Argensons zuvorzukommen, welche von ihm beauftragt sein werden, auch Dich zu verhaften."

„Großer Gott! was soll ich thun?"

„Alle Kostbarkeiten, die Du hast, zusammenraffen und mir folgen."

„Nein, nein, das kann ich nicht. Geh, und sage mir, wo ich Dich wiederfinden kann. Mein Gott! was soll aus mir werden?"

„Donnerwetter! hast Du denn den Verstand verloren? Vorwärts, raffen wir rasch die Schmucksachen zusammen, die Du kürzlich wieder eingelöst hast. Oeffne diesen Kasten oder ich schlage ihn ein."

Gerade in dieser Schatulle, auf welche Beauretour mit dem Finger zeigte und in welcher Madame Armand gewöhnlich ihre Schmucksachen und ihr Geld verschloß, hatte sie eben erst den Erlös für die an Moreau verkauften Actien verwahrt.

„Nein, nein!" rief sie, indem sie sich vor den Kasten stellte, wie um ihn mit ihrem Leibe zu decken. „Geh ohne mich, Robert, ich schwöre Dir, daß ich unverweilt nachkomme. Gehe, ich beschwöre Dich!"

„Was! ich, der Chevalier Beauretour, ich sollte so dumm sein, mich einzuschiffen, ohne Zwieback mitzunehmen, während ich blos die Hand auszustrecken brauche, um mich mit einem so unumgänglich nöthigen Viaticum zu versehen? Nein, beim Teufel! und wenn die sämmtlichen Spürhunde der Polizei mir auf den Fersen wären, so würde ich mir doch die Zeit nehmen, meine Taschen zu füllen. Mach diesen Kasten auf, sag' ich!"

Louise hielt keuchend ihre rechte Hand fest auf die Brust gedrückt und rührte sich nicht von der Stelle.

„Was, zum Teufel!" schrie Robert, „ich glaube gar, Du willst Deinem Herrn trotzen!"

Und indem er die geballte Hand der jungen Frau mit seiner rohen Manneskraft aufbrach, entriß er ihr einen kleinen Schlüssel.

„Robert!" rief sie im Tone der Verzweiflung, „erst mußt Du mich umbringen, ehe ich Dich hier eindringen lasse!"

Und die Arme ausstreckend, ergriff sie mit wahnsinniger Hast den Kasten, um ihn festzuhalten, aber sie konnte nicht lange der herkulischen Kraft des Chevalier wider-

stehen, der, nachdem er ihr den Gegenstand entrissen, sie beinahe ohnmächtig auf ein Sopha schleuderte.

Hierauf öffnete er die Schatulle, ohne daß Louise etwas Anderes, als Thränen und Bitten entgegensetzen konnte.

„Gottes Blut!" rief er ganz geblendet durch die Masse des Goldes, „träume ich oder wache ich?"

„Robert, Robert! es ist nicht mein — es ist ein heilig anvertrautes Gut."

„Aber, meine Schöne, hat Dich denn Meister Law zu seiner Kassirerin angenommen? In diesem Falle entschlage Dich aller Bedenken; bei einem Menschen, der ohne Scham in Aller Taschen wühlt, ist es erlaubt, eine Zwangsanleihe zu machen."

„Nein, dieses Geld gehört nicht Herrn Law, ich schwöre es Dir."

„Wohl möglich; aber die Zeit drängt, wir werden uns später hierüber Aufklärung verschaffen. Wenn Du mit auf den Rücken gebundenen Händen einen Besuch bei d'Argenson abstatten willst, so steht es Dir frei; was mich betrifft, so ist dies eine Sache, um die ich Niemanden beneide. Ein Wagen erwartet mich wenige Schritte von hier; leb wohl!"

Mit diesen Worten schwang er sich mit gewaltiger Anstrengung die Schatulle auf die Schulter und schritt

nach der Thür. Louise, welche vor Angst und Schrecken nicht wußte, was sie that, eilte ihm nach und faßte ihn an seinen Kleidern. Er hielt nun die Schatulle mit der einen Hand fest, faßte mit der andern die junge Frau am Arme und schleppte sie bis an den Wagen, in welchen sie fast bewußtlos hineinstieg. Die Pferde galoppirten fort und mit den beiden Personen entschwanden alle Freuden und Hoffnungen des unglücklichen Michel.

Der größte Theil des Tages verging, ohne daß der junge Mann die mindeste Unruhe empfand. Erst gegen Abend begann das längere Ausbleiben der Madame Armand ihm seltsam zu erscheinen. Von nun an ward seine Besorgniß mit jedem Augenblicke lebhafter.

Endlich konnte er sich nicht mehr bemeistern und schickte seine Krankenwärterin nach dem Hotel der Arcade Colbert, um sich erkundigen zu lassen, ob Louise dahin zurückgekehrt wäre, und sie zu bitten, unverweilt zu ihm zu kommen, dessen Krankheit durch diese Unruhe wieder verschlimmert ward.

Es dauerte nicht lange, so kam die Wärterin mit verstörter Miene wieder zurück.

„Ach, mein Herr," sagte sie, „Gott weiß, was in diesem Hause vorgeht! Schon seit Nachmittag sind die Gerichtsbeamten darin und vor der Thür steht Wache."

„Und Madame Armand!“ fragte Michel, indem er sich mit Mühe aufrichtete.

„Heilige Jungfrau! diese sucht man eben. Aber dort wird man sie nicht finden, denn eine Frau aus der Nachbarschaft sagte mir, sie habe sie mit einem Herrn, den man für ihren Bruder hält und der ein, wie es schien, sehr schweres Kästchen trug, in einen Wagen steigen sehen.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief der junge Mann die Hände faltend. „Aber,“ begann er wieder seinen eigenen Gedanken antwortend, „das wäre zu entsetzlich — es ist unmöglich. Wenn sie auch in Gefahr ist, so wird sie doch ein Mittel finden, mich davon in Kenntniß zu setzen, oder vielmehr, sie wird bei mir Zuflucht suchen. — Höre ich nicht einen Wagen? Ohne Zweifel ist sie es — sehet einmal.“

Die Krankenwärterin lief an das Fenster, aber der Wagen fuhr ohne anzuhalten vorbei. Dies wiederholte sich während der Nacht mehr als zehnmal. Michel krümmte sich auf seinem Schmerzenslager von Verzweiflung gefoltert und dann versuchte er wieder von Zeit zu Zeit an seinem Unglück zu zweifeln.

„Louise, die genöthigt gewesen ist, zu fliehen und sich zu verbergen,“ sagte er bei sich selbst, „konnte nicht

hierher zurückkommen, ohne sich großer Gefahr auszusetzen. Ganz gewiß aber wird sie mir Nachricht von sich geben."

Gleich darauf aber dachte er wieder an die Schatulle und den Mann, der die schöne Witwe begleitet hatte, und seine Angst erwachte wieder in ihrer ganzen Größe. Am nächstfolgenden Tage begab sich die Krankenwärterin nochmals in das Hotel der Madame Armand; sie fand es immer noch von der Marechaussée besetzt.

Man begann in der Nachbarschaft von der Entdeckung einer großen Verschwörung zu sprechen, in welche eine Menge Personen aus allen Ständen verwickelt wären. Man sagte, daß mehrere vornehme Herren, unter andern auch der Herzog von Richelieu, in die Bastille gebracht worden seien, was allerdings auch der Fall war; daß die Herzogin von Maine, die Seele des Complotts, und der spanische Gesandte die Flucht ergriffen hätten, und daß der Regent geschworen habe, über sämmtliche Schuldige das strengste Gericht ergehen zu lassen.

Diese Gerüchte ließen, als sie Michel mitgetheilt wurden, ohne ihn vollständig zu beruhigen, doch wenigstens einen Strahl von Hoffnung übrig. Fortwährend überzeugt, daß Louise eine Frau von sehr vornehmer Geburt sei, glaubte er, daß die Beschaffenheit ihrer Ver-

bindungen mit der Herzogin von Maine der Grund sei, welcher sie bewogen habe, sich unter dem gewöhnlichen Namen Madame Armand zu verbergen, und er suchte sich zu überreden, daß es für eine Person von so hohem Range, was auch kommen möge, unmöglich sei, sich eines so abscheulichen Mißbrauches des Vertrauens schuldig zu machen.

Endlich aber hörten die Abwechselungen von Befürchtung und Hoffnung auf. Ein Monat war verflossen und der arme Kranke hatte von Madame Armand eben so wenig ein Wort erfahren, als von den dreihunderttausend Livres, die er ihr anvertraut. Zu den physischen Schmerzen Michel's gesellte sich nun die furchtbarste moralische Pein und was er litt, kann man sich wohl denken, aber nicht in Worten ausdrücken.

Die Genesung des armen Jünglings ging nur langsam von statten und dennoch ward er wieder hergestellt. Aber sein Haar war ergraut, der Kummer hatte sein Gesicht mit tiefen Falten bedeckt, seine Füße wankten fortwährend unter ihm und er blieb mit einem krampfhaften Zittern behaftet, welches ihm, obschon er noch nicht dreißig Jahr alt war, das Ansehen eines Greises gab. Die gute Perine, welche er rufen lassen, hatte ihm alle Sorgfalt und den besten Trost einer zärtlichen Mutter gewidmet; Meister Galard selbst zeigte Theilnahme an

dem Kummer seines Sohnes, aber alles dies war für Michel nur ein ohnmächtiges Mittel, welches die Wunden seines Herzens nicht vernarben zu lassen vermochte.

XLIV.

Law's Sturz und Tod. — Michel's letzte Leidenschaft. — Der Wucherer. — Madame Armand erkennt Michel in dem Wucherer der Cité. — Wohin die schlimmen Leidenschaften und die übertriebene Liebe zum Geld führen.

Das Versprechen, welches der Kardinal Dubois bei dem Souper im Palais Royal dem Baron Law gegeben, war in Erfüllung gegangen. Ein Edict hatte die Actien der Senegal-, der Mississippi ꝛc.-Gesellschaften auf die Hälfte herabgesetzt. Wir haben bereits erwähnt, daß sie von ursprünglich fünfhundert Livres bis auf zwanzigtausend Livres gestiegen waren. Da der Taumel bedeutend abzunehmen begann, so hatte man gehofft, ihn durch dieses Mittel, welches nichts Anderes als ein Anfang zum Bankerott war, wieder zu beleben. Der Sturz dieser künstlichen Werthpapiere ward aber dadurch nur um so mehr beschleunigt und ein zweites Edict verbot daher den Unterthanen des Königs, welchem Stande sie

auch angehören mochten, Gold- oder Silbermünzen in ihrem Gewahrsam zu behalten.

Es fand nun eine ungeheure Erschütterung aller Vermögensverhältnisse statt, aber nichts konnte die Entwerthung der Actien aufhalten, welche von zwanzigtausend Livres rasch bis auf dreihundert und zuletzt bis auf gar nichts herabfielen, und Law, welcher Finanzminister geworden war und ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, entfloh mit Flüchen und Verwünschungen beladen. Er war ein großer Spieler geblieben, in Italien aber fand er Spieler, die im Volteschlagen noch geschickter waren als er und er starb 1729 in Venedig, und zwar in einem Zustande, der von dem der Armuth nicht fern war.

Unter der Last eines frühzeitigen Greisenalters schmachtend, hatte Michel alle seine Illusionen aufgegeben. Eine einzige Leidenschaft war in seinem Herzen zurückgeblieben — die Liebe zum Gelde, und selbst das Grab, an dessen Rand er bereits wandelte, das Bedürfniß des Friedens und der Ruhe, vermochten nicht, ihn davon zu heilen. Nach dem Tode seines Vaters und der guten Perine dachte er blos an die Mittel, aus dem ihm zugefallenen bescheidenen Erbe den größtmöglichen Ertrag zu ziehen.

Gegen 1732 war in Paris unter den jungen Leuten,

welche ihr ihnen künftig zufallendes Vermögen im Voraus verthaten, unter vornehmen, aber ruinirten Herren, galanten Frauen und heruntergekommenen Spielerinnen oft die Rede von einem alten Wucherer der Cité, dessen Kasse sich gern Jedermann öffnete und ohne irgend welches Bedenken in Bezug auf den Ursprung der Werthgegenstände, die man ihm als Pfand anbot.

In der dritten Etage eines der ältesten Häuser der Rue Calandre wohnend, lebte er hier ganz allein, hatte aber alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Besucher getroffen, welche vielleicht die Idee gehabt hätten, eine Zwangsanleihe bei ihm zu erheben.

Das erste Zimmer seiner Wohnung war durch ein starkes eisernes Gitter in zwei Theile geschieden und auf der Seite, wo sich die Eingangsthür befand, blos mit einigen Stühlen versehen. Die Wände waren kahl und die Fenster mit ungeheuren eisernen Kreuzstangen versehen, wie die eines Gefängnisses.

Nur hinter diesem Gitter und durch ein schmales Guckloch hindurch zeigte der Herr dieses Ortes seinen Kunden sein runzeliges habgieriges Gesicht.

Wie aber kam er aus diesem Schlupfwinkel heraus, um den verschiedenen Bedürfnissen des Lebens zu genügen? Das wußte Niemand. Denn die Wohnung bestand nur aus zwei Piecen und die zweite hatte keinen

äußeren Ausgang. Dennoch sah man ihn jeden Tag bei frühem Morgen das Haus verlassen, um einige Lebensmittel einzukaufen.

Die Klatschschwestern des Stadtviertels hielten ihn für einen Schwarzkünstler, andere brachten dieses seltsame Leben auf Rechnung eines zerrütteten Verstandes.

Im Allgemeinen zweifelte man nicht daran, daß die Reichthümer, in deren Besitz man ihn glaubte, aus einer sehr unreinen Quelle herrührten, und man wunderte sich, daß der Polizeilieutenant kein Mittel suchte, sich über dieses geheimnißvolle Leben Aufklärung zu verschaffen.

Nun war aber ein Grund vorhanden, aus welchem der alte Wucherer von dieser Seite unbehelligt bliebt und dieser bestand darin, daß er das, was der Polizeilieutenant hätte zu erfahren wünschen können, ihm selbst gesagt hatte, ohne zu warten, bis man ihn darum fragte.

„Monseigneur wird wissen," hatte er zu dieser Magistratsperson gesagt, „daß das Handwerk eines Geldleihers ein sehr gefährliches ist."

„Gefährlich! Wenn man, wie Sie, zu fünf und zwanzig Procent leihet?"

„Selbst wenn man zu fünfzig Prozent leihet, Monseigneur. Es giebt Väter und Vormünder, welche uns unser wohlerworbenes Eigenthum wieder auspressen

wollen, um uns für die Thorheiten ihrer Mündel oder Kinder zu strafen, an deren Ruin sie doch zuerst selbst schuld sind. Es giebt Herren, welche behaupten, daß der Lehrling das bei uns versetzte Pfand ihm gestohlen habe. Es giebt Leute von vornehmem Stand, die unter demselben Vorwande die Kleinodien wieder zurück haben wollen, welche sie durch ihre Diener bei uns haben verpfänden lassen. Dann haben wir es auch noch mit Ihren Leuten zu thun, Monseigneur, welche, sobald irgendwo ein Diebstahl begangen worden, vor allen Dingen uns darüber zur Rede stellen und aus unsern Händen die Pfänder auf die Gerichtsstube tragen, aus welcher sie nicht wieder herauskommen. Und dennoch möchte ich behaupten, daß Niemand so viel als wir ein Recht auf den Schutz der Behörde hat."

„Um Ihnen die Leute ruiniren zu helfen?"

„Um zu verhindern, daß man sie bestehle, Monseigneur, oder um die Diebe leichter ausfindig zu machen. Mit einem Worte, Ihre Leute behandeln uns als Feinde, während sie in uns nur mächtige Verbündete sehen sollten. Sie führen Krieg gegen uns und ich komme, um Sie um Frieden zu bitten."

Der Polizeilieutenant dachte einige Secunden nach, ehe er antwortete. Dann stand er auf, trat ein paar Schritte von dem alten widerlichen Manne hinweg, als

ob er sich durch die Berührung mit ihm zu beschmutzen fürchtete und sagte:

„Kurz, Sie verlangen Schutz und bieten dagegen —“

„Alle zufälligen Entdeckungen, die Ihnen nützlich sein können, und das ist nicht wenig, denn der Geldleiher ist der Vertraute — ich möchte sagen der Beichtiger vieler Leute, die keinen andern haben.“

„Wohlan, es sei, aber deswegen dürfen Sie nicht auf übertriebene Nachsicht rechnen.“

„Ihre Wachsamkeit, Monseigneur, möge mich immer im Auge behalten, und ich hoffe, man wird mich hier bald nach meinem richtigen Werthe tariren.“

Nachdem der Vertrag auf diese Weise geschlossen war, hatte der Wucherer der Cité sich sicher und ohne Zwang jenem ungeheuerlichen Golddurst hingegeben, welcher ihm die Seele austrocknete, und Michel Galard — denn er war es — hatte unter diesen schimpflichen Auspicien das Gebäude seines Glücks wieder begonnen, welches das erste Mal so rasch in die Höhe gestiegen und noch rascher wieder zusammengestürzt war. Er lieh wenig im Verhältniß zu dem Werthe der Urkunden und Kostbarkeiten, die man ihm als Pfand überließ, aber er zeigte sich außerordentlich verschwiegen in Bezug auf die Quellen dieser Gegenstände, eine für viele Leute sehr werth-

volle Verschwiegenheit, die ihm in kurzer Zeit eine zahlreiche und einträgliche Kundschaft erwerben mußte.

Zu derselben Zeit vegetirten in einem andern Winkel von Paris ein Mann und eine Frau in ziemlich herabgekommenen Umständen.

Der Mann hatte, obschon sein Bart und sein Haar grau zu werden begann, die Miene und das Benehmen eines jungen Gecken beibehalten. Er trug seinen dreieckigen Hut nach Art eines Raufboldes und Händelsuchers und sein fast horizontal befestigter Degen hob die Schöße eines Rockes von zweifelhafter Farbe empor, und zeigte indiscreten Blicken die hintere Seite eines vom langen Gebrauche ziemlich abgenützten Beinkleids.

Die Frau war, obschon über ihren fünfunddreißigsten Lenz hinaus, noch ziemlich schön. Mit Hülfe jener unnachahmlichen Kunst, mit welcher Evens Töchter die Spuren der Jahre und den Mangel an kostspieligem Putz zu verdecken verstehen, hatte sie ein distinguirtes Aussehen bewahrt, welches auf den ersten Anblick zu ihren Gunsten einnahm.

Der Mann war der Chevalier Robert Beauretour, die Frau war Madame Armand.

„Na, Louise," sagte eines Tages der Chevalier beim Eintreten in das armselige Zimmer, welches sie gemeinschaftlich bewohnten, „ich hoffe, daß mir nun einen an-

dern Ton anschlagen und daß Du mir nicht mehr mit Deinen unaufhörlichen Klagen beschwerlich fallen wirst."

„Das soll ohne Zweifel heißen, Robert, daß Du heute Abend im Pharo Glück gehabt hast, und einige elende Pistolen mit nach Hause bringst."

„Pistolen!" entgegnete Robert, indem er eine wohlgefüllte Börse auf den Tisch warf, „wir besitzen allerdings einige, aber wir haben auch noch etwas Besseres."

„Etwas Besseres!" rief Louise mit dem Ausdruck des Erstaunens.

„Etwas noch viel Besseres, meine Theure, nämlich insofern, als Diamanten mehr werth sind als Gold und Gold mehr werth als Silber."

„Robert, Du machst mir Angst."

„Und warum?"

„Weil wir dem Elend und Leiden aller Art niemals näher gewesen sind, als wenn wir den Reichthum in den Händen hatten. O, leugne es nur nicht! Wo sind zum Beispiel jene dreihunderttausend Livres geblieben, die wir dem armen Michel geraubt hatten? Nachdem wir ein Jahr lang in Italien und Deutschland gereist waren, hatten wir nichts mehr davon."

„Aber führten wir nicht ein fürstliches Leben?"

„Ja, um dann ein Zigeunerleben zu führen."

„Mein Kind, es ist noch nicht ausgemacht, ob die-

ſes letztere nicht das beſſere ſei. Da es Dir jedoch nicht gefällt, ſo können wir ihm künftig entſagen, und zwar mit Hülfe des Inhalts dieſer kleinen Schachtel.“

Mit dieſen Worten zog er unter ſeinem Rocke ein Etui hervor, deſſen Inhalt, als er es geöffnet hatte, Madame Armand völlig blendete. Es enthielt ein dreifaches Halsband aus Diamanten vom reinſten Waſſer zuſammengeſetzt, Ohrgehänge und andere Schmuckſachen — alles zuſammen mehr als hunderttauſend Livres an Werth.

„Haſt Du das im Spiel gewonnen, Robert?“ fragte Madame Armand.

„Das gerade nicht, meine Theure; die Perſon aber, von der ich dieſe Kleinodien habe, iſt mir viel ſchuldig und kann mich nur dadurch bezahlen, daß ſie ſich Geld auf dieſe Werthgegenſtände verſchafft. Dieſes Geſchäft habe ich übernommen, in der Vorausſetzung, daß Du Dich nicht weigern wirſt, es mir zu einem guten Ende zu helfen!“

„Ich? Du willſt, ich ſoll gehen und dieſe Sachen verkaufen?“

„Verkaufen, nein; dies möchte ſeine Schwierigkeit haben. Die zaghaften Krämer ſtellen dann erſt eine Menge Erkundigungen an. Dagegen wird es leicht ſein, auf ein ſolches Pfand fünfzigtauſend Livres zu leihen.

Nichts ist einfacher, als daß eine hübsche Frau, die mit ihren schönsten Jahren ihre Anbeter hat davonflattern sehen, sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, von einem solchen Hülfsmittel Gebrauch zu machen. Uebrigens habe ich mich schon in dieser Beziehung erkundigt und werde Dich heute Abend bis an die Thür eines ehrlichen Pfandleihers führen, der sehr wortkarg und verschwiegen ist, wie das Grab."

„Aber dennoch werde ich ihm sagen müssen, wer ich bin."

„O, liebe Freundin, sind Leute wie wir nicht Alles, was sie sein wollen? Bist Du nicht unter verschiedenen Umständen Marquise, Baronesse oder Gräfin gewesen? Ich verlasse mich in dieser Beziehung auf Dich, es wird Dir, davon bin ich überzeugt, weder an der nöthigen Klugheit noch Gewandtheit fehlen, und morgen können wir Paris verlassen, um eine Spazierreise nach der Schweiz, oder wohin Du sonst Lust hast, anzutreten."

Am Morgen desselben Tages, in dem Augenblick, wo der Wucherer in der Rue Calandre ausging, um seine täglichen Einkäufe zu machen, redete ihn ein Polizeiagent an und ersuchte ihn, mit ihm wieder in die Flur seines Hauses einzutreten, wo er zu ihm sagte:

„Gestern ist bei dem Herzog von Montfort ein bedeutender Diebstahl verübt worden. Man hat sämmt-

liche Schmucksachen der Herzogin geraubt und hier ist das Verzeichniß darüber nebst einigen nähern Angaben. Der Herzog verspricht dem, welcher die Diebe entdeckt und zur Haft bringt, zehntausend Livres Belohnung — kein übles Geschäft."

„Teufel!" rief der habgierige alte Mann bei sich selbst, nachdem er das ihm übergebene Verzeichniß gelesen, „das sind glückliche Halunken! Welch einen herrlichen Schlag könnte der Käufer oder Pfandleiher machen, an den sie sich wenden werden, um diese Sachen in's Geld zu setzen! Aber ich habe einmal kein Glück. Vielleicht hätte sich mir hier einige Aussicht auf Gewinn geboten, aber da kommen auch schon dieser verwünschte Polizeilieutenant und seine Helfershelfer, welche die Hölle verschlingen möge, und entreißen sie mir wieder. Hm! wenn man es riskiren könnte — doch, es wäre ein zu gewagtes Spiel."

Während er so vor sich hinmurmelte, beeilte er sich, seine Einkäufe zu machen, und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er alle Anstalten für den Fall traf, daß ihm die sämmtlichen oder ein Theil der Gegenstände angeboten würden, die in der Liste, welche er aufrichtig bedauerte, empfangen zu haben, aufgezählt und beschrieben waren.

Kurz vor Einbruch des Abends hielt ein Fiaker in der Nähe des Justizpalastes. Ein Mann und eine Frau

stiegen aus dem Wagen und begaben sich rasch in die krumme Straße Calandre. Als sie vor dem Hause des Wucheres angelangt waren, schritt die Frau, nachdem sie einen Augenblick gezögert, über die Schwelle der Thür und verschwand in der düstern Hausflur, welche zu der Treppe führte, während der Mann, ihre Rückkehr erwartend, langsam auf- und abging.

Hinter seinem Gitter stehend, schickte der Wucherer sich eben an, mehrern Personen Audienz zu ertheilen, als Madame Armand eintrat. Sie näherte sich dem Gitter, sprach einige Worte mit etwas unsicherer Stimme und reichte dem Wucherer das Diamantenhalsband hin. Er nahm es in Empfang, betrachtete es aufmerksam und ließ die Steine funkeln, indem er sie den kleinen, hinter den Gitterstäben halbverborgenen Glasscheiben näherte. In diesem Augenblicke ward Madame Armand todtenbleich; ein kalter Schweiß bedeckte ihr Gesicht, denn in dem Wucherer der Cité erkannte sie Michel.

„Haben Sie die Güte Platz zu nehmen," sagte er, ohne ihre Unruhe zu bemerken, „in einigen Augenblicken werden wir allein sein."

Er legte das Armband neben ein auf seinem Schreibepulte aufgeschlagenes Register, fertigte die übrigen anwesenden Personen rasch nach einander ab und hob, sobald

sie fort waren, indem er das Halsband wieder zur Hand nahm, an:

„Fünfzigtausend Livres! Sie wissen also wohl nicht, Madame, wie sehr der Werth der Diamanten in der letzten Zeit gefallen ist?“

Louise wagte nicht zu antworten. Einen Augenblick lang war sie schon im Begriff gewesen, zu entfliehen, aber die Furcht vor dem Zorne Beauretour's, wenn er sie ohne Halsband und ohne Geld wiederkommen sähe, hatte sie zurückgehalten.

„Ich würde nicht einmal die Hälfte dieser Summe darauf geben,“ hob der Wucherer wieder an.

Und indem er den Arm ausstreckte, that er, als ob er das Halsband zurückgeben wollte. Madame Armand eilte sogleich darauf zu, um es zurückzunehmen, in demselben Augenblick aber trat Michel mit dem Fuße auf eine unter der Diele angebrachte Feder und das Gitter löste sich zu beiden Seiten von der Wand, drehte sich um seine eigene Are, schlug dann in der Hälfte zusammen und bildete auf diese Weise gleichsam einen eisernen Käfig, in welchen Madame Armand sich eingeschlossen sah.

„Gnade! Gnade!“ rief sie, außer sich vor Entsetzen und verzweiflungsvoll an den Eisenstangen rüttelnd, welche sie gefangen hielten. „Michel! Michel! Hast Du kein Erbarmen mit dem Weibe, welches Du

so sehr geliebt und die niemals einen Andern liebte als Dich!"

Michel aber trug schon seit langer Zeit nichts mehr im Herzen, als die Liebe zum Gold. Vor dem Gitter stehend, betrachtete er Louisen, ohne irgend eine andere Gemüthsbewegung, als die, welche ihm die Hoffnung verursachte, einen Theil der Summe wieder zu erhalten, die ihm früher gestohlen worden — eine Hoffnung, welche unter seinen ergraueten Brauen die sonst so stumpfen und erloschenen Augensterne plötzlich wieder funkeln ließ.

„Elende Sirene!" sagte er, als er die Züge Louisens erkannte, „es ist also wahr, daß ich Dich in meiner Gewalt habe!"

„Michel, ich will Dir alles sagen und Du sollst sehen, daß ich mehr unglücklich als strafbar war —"

„Wie! Du bist wohl eine Heilige, die in ihrem Leben keinen Menschen bevortheilt hat, was Dich aber nicht abhält, die Taschen voll gestohlene Diamanten zu haben?"

„Unglücklicher Freund! Ich kann mir denken, was Du gelitten und wie Du der Liebe geflucht hast, die ich so glücklich war, Dir einzuflößen. Aber ich weiß auch, daß Du allen edlen Gefühlen zugänglich bist."

„Ruhig mit diesen Winseleien! Was hast Du mit meinen dreihunderttausend Livres gemacht?"

„Man hat sie mir geraubt — ja, ich schwöre es Dir — man hat sie mir mit Gewalt entrissen.“

„Ha, Verfluchte! — Aber Du hattest prachtvolle Möbels, einen Wagen, Pferde —“

„Ich habe alles in den Händen der Justiz lassen müssen, die mich der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigte.“

„So daß Dir nichts übrig geblieben ist?“

„Nichts als die bittere Reue, einem Manne, für den ich mit Freuden mein Leben zum Opfer gebracht hätte, ein so bitteres Leid zugefügt zu haben.“

„Nichts!“ rief der Wucherer zornig, „nichts! Und diese Natter hofft, daß ich ihr Gnade erweisen werde, während ich ihr den Kopf zertreten kann!“

„Michel, ich bitte Dich um Gottes willen!“

Der unerbittliche Wucherer aber wollte nichts weiter hören; er schritt nach der Thür und that einen gellenden Pfiff. Sofort erschienen zwei Polizeidiener im Zimmer und bemächtigten sich der unglücklichen Frau, während andere auf der Straße den Chevalier von Beauretour festnahmen, der einige Monate später auf die Galeeren geschickt ward.

In die Salpetrière eingesperrt, ward Madame Armand hier bald von einer abzehrenden Krankheit befallen, welche sowohl in dem früher geführten wüsten Leben, als

auch in ihrer Reue und den Leiden ihrer Gefangenschaft ihren Grund hatte. Endlich setzte der Tod ihren Leiden ein Ziel.

Mittlerweile fuhr Michel fort, Schätze aufzuhäufen. Seine Habsucht und die Furcht, das Gold, welches er zu seinem Gott gemacht, zu verlieren, nahm mit seinem Reichthum immer mehr zu und zuletzt kam es so weit, daß er nicht mehr auszugehen wagte und sich die nothwendigsten Lebensgenüsse versagte.

Eines Morgens, als er, dem dringendsten Bedürfniß nachgebend, beschlossen hatte, seinen seit zwei Tagen gänzlich erschöpften Lebensmittelvorrath zu erneuen, fühlte er sich so schwach, daß er nur mit großer Mühe sich von der elenden Matratze, die ihm als Bett diente, erheben konnte.

Endlich gelang es ihm jedoch, sich bis an das Gitter zu schleppen, welches das erste Zimmer seiner Wohnung in zwei Theile schied. Hier aber angelangt, versuchte er vergebens, die Feder niederzudrücken, welche dazu diente, diese schwere eiserne Schranke zu öffnen. Seine Anstrengungen raubten ihm die noch übrigen schwachen Kräfte und er sank ohnmächtig nieder.

Mehrere Tage darauf ließ die Behörde, welcher man Anzeige erstattet, daß man den Wucherer der Cité gar nicht mehr seine Wohnung verlassen sah, die Thür und

das Gitter seiner Wohnung aufbrechen und fand den schon halb in Fäulniß übergegangenen Leichnam Michel's Galard auf der Diele ausgestreckt. Der Unglückliche war vor Mattigkeit und Hunger gestorben.

Dahin hatte übermäßige Geldgier die Personen dieser Geschichte geführt.

Ende der dritten Erzählung.

Epilog.

XLV.

Bidois macht eine vertrauliche Mittheilung. — Markknochen's Geständnisse. — Was Madame Derozy eigentlich war. — Josettens Rettung. — Josettens Heirath. — Dupuis' Tod. — Die beiden Haushaltungen. — Die Könige sind nicht die glücklichsten Menschen ihres Königreichs. — Die vierte Erzählung. — Schluß.

„Verwünschtes Geld!“ rief Bidois, als Claude Poirier aufgehört hatte, zu sprechen. „Und wenn man bedenkt, daß dies ein Monarch ist, den man nicht entthronen kann.“

„Und wenn man es auch könnte,“ entgegnete Vater Poirier, „so würde man doch sehr unrecht handeln, wenn man es thäte, denn sein Nachfolger müßte immer wieder der Repräsentant des Eigenthums, der Industrie, der Arbeit und ihrer Erzeugnisse sein. Nun scheint es

mir aber hinreichend nachgewiesen, daß in diesem Falle der Nachfolger es auch nicht besser machen könnte, als der Vorgänger, ja daß sogar sehr zu befürchten stünde, er werde es schlimmer machen."

„Woraus ich schließe," sagte Vater Loulou, indem er sich mit der gelehrten Bemerkung, die er eben aussprechen wollte, nicht wenig brüstete, „daß das Geld den Zungen oder Sprachen gleicht, welche nach Aesop gleichzeitig die besten und die verabscheuungswürdigsten Dinge sind, die man sich denken kann."

„Das ist es eben, Herr Godard, und es ist damit wie mit einer Menge anderer Dinge, die, je nach dem Gebrauche, den man davon macht, ebenfalls gut oder schlecht sein können."

„Und ich meine," sagte der große starke François, „daß es niemals besser angewendet wird, als durch die Handarbeiter, die es mit saurer Mühe verdient haben."

„Das geschieht auch in der That, lieber Freund," entgegnete Herr Claude, „und ich wünsche Euch von Herzen Glück, meine Freunde, daß Ihr so denkt. Dies ist jedoch kein Grund, um die armen, verirrten Gemüther, die nicht so denken, zurückzustoßen. Es sind dies Kranke, die man sich bemühen muß, zu heilen. Das erinnert mich an das Versprechen, welches ich mir gegeben, den unglücklichen Markknochen, der dafür, daß er

die Hand, die ihn genährt, zerfleischen wollte, so grausam gestraft worden ist, im Hospital zu besuchen."

„Na, was diesen betrifft," rief Bidois, „so mag ich nichts von ihm hören. Meinetwegen könnte ihm die Zunge zum Halse heraushängen, von mir bekäme er keinen Trunk Wasser."

„Du willst Dich schlimmer stellen, als Du bist, alter Freund," entgegnete der Bildhauer lächelnd, „denn ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß Du, wenn Du den unglücklichen Biou hungern sähest, ihm sofort die Hälfte Deiner Mahlzeit anbieten würdest. Und Du würdest wohl daran thun, mein braver Freund, denn man kann auf einem falschen Wege mit der Ueberzeugung wandeln, daß man sich auf dem rechten befinde, und die Fehler, die man dann begeht, sind weniger unverzeihlich. Man muß den Leuten, welche sich selbst täuschen, nicht fluchen, sondern sie im Gegentheile aufklären und nicht deshalb an ihnen verzweifeln, weil man nicht gleich von ihnen verstanden worden ist."

„Aber nicht weniger wahr ist, Herr Poirier," rief François, indem er aufstand und die Fäuste ballte, „daß dieser nichtswürdige Schurke uns das Brod vom Munde weggenommen haben wird; denn wenn auch Herr Lambert alles Mögliche thut, um Niemanden von seinen Leuten zu entlassen, so sieht man doch, daß die Bestel-

lungen sich vermindern und daß dieser Spitzbube da drüben seit einem Monat die Zahl seiner Arbeiter verdoppelt hat. Und warum? Weil dieser Mensch über eine Million verfügt, die er einer Menge Leuten gestohlen hat.“

„Schweigt! schweigt!“ sagte Herr Claude in strengem Tone. „Was würdet Ihr wohl thun, wenn man Euch aufforderte, das, was Ihr soeben gesagt habt, zu beweisen? Seien wir ruhig und kämpfen wir mit redlichen Waffen, damit wir mit Ehren fallen, wenn wir besiegt werden sollten.“

„Ah!“ rief der Werkführer, ohne an die Leute zu denken, die ihn umgaben; „das fehlte gerade noch!“

Herr Poirier that, als ob er diese Worte nicht hörte, als aber einige Augenblicke darauf die übrigen Arbeiter sich entfernten, hielt er Bidois am Arme fest und zog ihn an das entgegengesetzte Ende seiner Werkstätte.

„Mein wackerer Freund,“ sagte er, „gestehe, daß die schwierige Lage meines Schwiegersohns nicht Dein einziger Kummer ist.“

„Das ist allerdings wahr, Herr Claude, und da man Ihnen einmal nichts verhehlen kann, so will ich Ihnen sagen, daß die Ursache dieses anderweiten Kummers mir selbst gänzlich unbekannt ist, so daß ich, weil

ich sie eben nicht ergründen kann, fast närrisch werden möchte."

„Ach was da! Du verstehst Dich nicht auf die Lösung von Räthseln. Sage mir blos die Hälfte davon und ich stehe Dir dafür, daß ich die Auflösung finde."

„Oh," rief Bidois, indem er ungläubig den Kopf schüttelte.

„Wenn Du mir Dein Vertrauen nicht schenken willst, so will ich auch weiter nicht in Dich dringen. Sprechen wir nicht mehr davon."

„O ja, im Gegentheile, sprechen wir davon, Herr Claude; ich will Ihnen durchaus nichts verschweigen und da Sie mir es erlauben, so theile ich Ihnen mit, daß Josette seit einiger Zeit mir und Margarethen große Unruhe verursacht. Sie, die sonst so heiter und fröhlich war und nur ein Wort zu sagen brauchte, um uns ebenfalls aufzuheitern, ist jetzt so niedergeschlagen und traurig, daß man vor ihr erschrecken möchte. Sie wird immer bleicher und sitzt oft in so tiefe Gedanken versunken, daß sie nicht zu bemerken scheint, was um sie her vorgeht. Seit acht Tagen hat Margarethe sie sogar mehrmals in ihrer Stube weinend angetroffen. Auf alle unsere Fragen antwortet sie mit erzwungenem Lächeln, sie fühle sich wohl und ihre Thränen seien blos die Folge

gewisser Erinnerungen an ihre Kindheit, die sich ihr zuweilen aufdrängen. Man sieht aber sehr leicht, daß dies nicht der wahre Grund ist, denn warum preßten ihr diese Erinnerungen nicht auch schon früher Thränen aus? Ganz gewiß nagt ein bitterer Kummer an ihr und wenn das noch lange so fortgeht, so muß sie erliegen. Das ist es, Herr Claude, was mich und Margarethen so sehr betrübt."

„Und Ihr guten Leute habt wohl nicht daran gedacht," sagte der alte Bildhauer lächelnd, „daß die liebe Kleine ihr neunzehntes Lebensjahr erreicht hat, das Alter süßer Thränen und zärtlicher Seufzer?"

„Wir hatten im Gegentheil einen guten Grund, daran zu denken, und das Uebel machte uns anfangs wenig Sorge, weil wir das Heilmittel in der Hand zu haben glaubten."

„Ihr hattet ihr wohl einen Mann ausgesucht?"

„O nein, er kam selbst! Ein ganz netter Junge, nicht weil er mein Neffe ist, sondern weil Charles Gueron bei Allen, die ihn kennen, für einen braven und wackern jungen Mann gilt. Er war erst vierzehn Jahr alt, als sein Vater starb. Da man beabsichtigt hatte, ihn in ein Handelshaus in die Lehre zu bringen, so hatte er sehr guten Schulunterricht erhalten und mit der Zeit würde man auch die ursprüngliche Absicht ver-

wirklicht haben. Er sah jedoch ein, daß seine fast immer kränkliche Mutter seiner bedurfte, ehe er in dieser Carrière weit genug gekommen wäre, um sie unterstützen zu können, und mit raschem, muthigem Entschlusse entsagte er allen Hoffnungen, allen Träumen, in welchen man seine Kindheit gewiegt, und trat bei einem Schuhmacher in die Lehre. Kaum war er sechzehn Jahr alt, so brachte er seiner Mutter jede Woche freudig seine zwanzig Francs; zwei Jahre später arbeitete er schon auf eigne Rechnung, und Dank seiner Geschicklichkeit und Pünktlichkeit hat es ihm noch niemals an Arbeit gefehlt. Gegenwärtig ist er ein schöner junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, dem seine Ersparnisse in der nächsten Zeit gestatten werden, eine Werkstätte zu errichten. Sie können sich wohl denken, Herr Poirier, daß der junge Mann, wenn er uns besuchte, in Bezug auf Josetten nicht blind war. Das liebe Mädchen schien auch ihrerseits eine wirkliche Neigung zu ihm zu fassen und Margarethe und ich freuten uns schon nicht wenig, wenn wir daran dachten, was für ein gutes und treffliches Paar sich auf diese Weise zusammenfinden würde. Endlich kam Charles eines Tags zu mir und sagte:

‚Lieber Onkel, ich besitze viertausend Francs; ich will mich verheirathen und liebe Mademoiselle Josetten von ganzem Herzen.‘

„Das weiß ich Alles, mein Junge.“

‚Du wußtest?‘

„Daß Du Josetten liebst? Um dies zu errathen, bedurfte es wohl großen Scharfsinns? Glaubst Du, daß das gute Mädchen es nicht schon selbst ein wenig ahnt?“

‚Ach lieber Onkel, wie glücklich machst Du mich! Also, willst Du sie vielleicht fragen?‘

„Ob sie Madame Gueron werden will? Ja wohl.“

‚Heute noch?‘

„Heute Abend, wenn sie nach Hause kommt.“

„Der gute Junge fiel mir um den Hals und ging, beinahe närrisch vor Freude, fort. Margarethe und ich waren auch nicht wenig froh darüber; aber das Glück war zu groß und konnte unmöglich lange dauern. Abends, als Josette nach Hause kam, ward die Sache auf's Tapet gebracht. Margarethe spielte die Ouvertüre mittelst einiger geistreichen Bemerkungen über das Heirathen im Allgemeinen und ich trat dann, eines vollständigen Triumphes sicher, muthig auf und erzählte mein Gespräch mit Charles. Das gute Mädchen hörte mich anfangs zitternd an, plötzlich aber warf sie sich in Margarethens Arme und fing an, laut zu weinen. Endlich, als sie sich ein wenig beruhigt hatte, theilte sie uns mit,

sie habe sich vorgenommen, gar nicht zu heirathen und sie fühle sich bei uns so glücklich, daß sie uns niemals verlassen würde, wenn wir es nicht selbst verlangten. Vergebens schilderten wir die guten Eigenschaften des jungen Mannes und stellten ihr vor, daß sie, wenn sie ihn heirathe, ja immer noch in der Familie bliebe. Sie gab zu, daß Charles die beste Partie sei, auf welche sie Ansprüche machen könne, blieb aber bei ihrem Entschluß. Der arme Charles wäre vor Schrecken beinahe krank geworden. Aber das ist noch nicht alles, denn seit jenem Tage ist Josette immer trauriger und trauriger geworden.

„Endlich bemerkte ich zwei Tage nach einander beim Heraustreten aus meinem Hause, wenn ich früh auf die Arbeit ging, einen eleganten jungen Mann, der langsam auf der entgegengesetzten Seite der Straße auf und ab ging und sobald er mich erblickte, seinen Schritt verdoppelte, wie um mir auszuweichen. Das erste Mal achtete ich wenig darauf, den nächsten Tag aber wünschte ich doch, mir den jungen Mann genauer anzusehen und erkannte in ihm Herrn Noël Dupuis, den Sohn unseres Concurrenten. Was machte er da! Ha, wenn ich glauben müßte — Daran dachte ich eben, Herr Claude, als mir ein Wort entschlüpfte, welches Ihnen meine Befürchtungen verrathen hat!“

„Hm!“ sagte der alte Bildhauer, „die Sache verdient, daß man sich damit beschäftige. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht hinter diesen Vorgängen ein Liebeshandel steckte, welcher eine ernste Wendung zu nehmen drohet. Ich werde mit meiner Tochter darüber sprechen, welcher Josette sehr gern ihre kleinen Geheimnisse anvertraut. Holt mich morgen ab, wir wollen mit einander diesen unglücklichen Biou besuchen und werden vielleicht von ihm etwas über die inneren Verhältnisse des Hauses Dupuis erfahren.“

Der Werkführer fand sich pünktlich ein, trotz des Widerwillens, den ihm der Elende einflößte, um dessen Unterstützung es sich handelte.

Als die Beiden in das Hospital traten, fanden sie Markknochen in seinem Bett sitzend und mit dem Schreiben eines langen Briefes auf einem Bogen Conceptpapier beschäftigt, von welchem schon drei Seiten mit enger Schrift bedeckt waren.

Die Krankheit hatte dem Unglücklichen schon so zugesetzt, daß er kaum noch zu erkennen war. Seine eingesunkenen und fast erloschenen Augen, sein langer Bart, sein hageres fleischloses Gesicht verliehen ihm ein erschreckendes Ansehen.

„Ha!“ rief er, als er Bidois und Herrn Poirier

erkannte, „wie es scheint, ist mein Stündlein gekommen und der gute Gott erlaubt, daß ich in Frieden sterbe!"

„Na, na, Viou," sagte der alte Bildhauer freundlich, „darf sich der Mensch wohl auf diese Weise selbst entmuthigen?"

„Gott sei Dank, es ist nicht mehr der Muth, was mir fehlt und ich bin auf Alles vorbereitet, selbst darauf, die harten Wahrheiten zu hören, welche Ihr ein Recht habt mich hören zu lassen."

„Wir kommen als Freunde und nicht als Feinde, lieber Viou. Ich verzeihe Euch von ganzem Herzen das Unrecht, welches Ihr uns zugefügt und beweise es Euch, indem ich Euch die Hand reiche."

Und er reichte in der That seine Hand dem Sterbenden, der sie erfaßte und ehrerbietig an seine Lippen drückte.

„Ach!" sagte er, „ich weiß wohl, daß Sie der achtbarste und würdigste Mann sind, den ich in meinem Leben kennen gelernt."

„Sehr richtig, Viou!" rief Bidois; „das söhnt mich wieder mit Dir aus."

Und er drückte ihm nun ebenfalls die Hand.

„Gott ist mein Zeuge," hob Viou wieder an, „daß ich weder Euern Besuch noch Eure Verzeihung erwartet hätte, und dennoch waret Ihr es, womit ich mich be-

schäftigte. Ich bemühete mich so viel als möglich, das Unrecht, welches ich Euch zugefügt, wieder gut zu machen; Ihr sollt es sogleich sehen."

Mit diesen Worten vollendete er den Brief, den er unter den Händen hatte, und unterschrieb ihn und überreichte ihn dann Herrn Claude.

„Hier," sagte er, „ist meine Beichte. Ich habe sie gestern unserm würdigen Geistlichen abgelegt, indem ich ihn zugleich bat, sie Euch mitzutheilen und vor Gericht zu bezeugen, wenn er dazu aufgefordert würde. Dies schien mir jedoch noch nicht hinreichend zu sein und ich habe daher heute meine noch übrigen Kräfte benutzt, um mein Bekenntniß niederzuschreiben. Lesen Sie, Herr Poirier, und lassen Sie es Allen lesen, die mich gekannt haben, damit sie erfahren, daß ich besser sterbe, als ich gelebt habe."

Claude nahm die Schrift in die Hand. Sie enthielt die vollständige und ausführliche Erzählung des durch Viou im Einverständniß mit Dupuis in Herrn Lambert's Werkstätte begangenen Diebstahls. Herr Dupuis war es, der nach dem ihm vom Markknochen zugestellten Abdruck den Nachschlüssel hatte fertigen lassen. Dieser Schlüssel war noch vorhanden. Viou bezeichnete den Ort, wo man ihn finden würde, und nannte den Schlosser, der ihn auf Dupuis' Bestellung gefertigt.

„Dieser Mann ist zu Allem fähig,“ sagte Viou in seinem Bekenntniß, „und sein Sohn taugt eben so wenig als er. Bidois wird wohl thun, wenn er sich vor diesem letztern in Acht nimmt, denn ich weiß, daß er es auf die kleine Josette abgesehen hat, und es wohnt irgendwo eine Madame Derozy, mit welcher er in Verbindung steht und welche die Gelegenheitsmacherei als förmlichen Erwerb betreibt.“

„Du warst auf der richtigen Spur, mein Freund,“ sagte der Bildhauer, indem er Bidois diese Stelle lesen ließ. „Jetzt, wo die Ursache des Uebels ermittelt ist, wird es leicht sein, es zu bekämpfen.“

„Der Elende!“ rief der Werkführer, nachdem er gelesen, „er möge sich vorsehen, sonst soll er bald fühlen, daß ich noch ein Paar tüchtige Fäuste habe.“

„Nur Muth gefaßt, lieber Freund,“ sagte Herr Claude zu dem Kranken; „heute Abend werden wir wiederkommen und wenn Ihr das Hospital wieder verlaßt, wird es leicht sein, Euch mit allen ehrlichen Leuten vollkommen auszusöhnen.“

Viou lächelte traurig und seine beinahe erloschene Stimme ließ die Worte hören:

„Es ist zu spät!“

Es waren seine letzten; sein Kopf sank auf den Pfühl

zurück, seine Augen schlossen sich, ein krampfhaftes Zucken bewegte seine Glieder und er gab seinen Geist auf.

Bidois verließ an diesem Tage die Werkstätte ein wenig eher als gewöhnlich.

„Josette ist noch nicht zurück?" fragte er, als er in seine Wohnung trat.

„Noch nicht," antwortete Margarethe, „aber Du weißt, daß sie allemal ein wenig später als gewöhnlich kommt, wenn sie bei Madame Derozy arbeitet, deren Güte und Freundlichkeit sie uns so oft gerühmt hat."

„Sie ist bei Madame Derozy!" rief Bidois erschrocken.

Er setzte rasch die Mütze, die er schon auf den Tisch geworfen, wieder auf, verließ das Haus und eilte, so schnell er konnte, nach der Wohnung dieser Frau, in Bezug auf welche er in Folge der Mittheilungen Biou's wußte, was er zu denken hatte.

Josette arbeitete in der That an diesem Tage bei dieser Frau, der es gelungen war, ihr das vollständigste Vertrauen und durch ihre Freundlichkeit, die vollkommen uneigennützig zu sein schien, sogar eine gewisse Dankbarkeit einzuflößen.

Kurz vor Einbruch des Abends ging Madame Derozy mit ihrer Dienerin unter dem Vorwand aus, daß sie noch einige Einkäufe zu machen habe. Wenige Mi-

nuten darauf ward die Thürklingel gezogen; Josette ging und öffnete, und ihr Gesicht erglühete über und über, als sie sich Noël Dupuis gegenüber sah.

„Ich danke dem Himmel, der mich so gut geleitet hat,“ sagte der junge Mann, indem er die Hand des jungen Mädchens ergriff und an seine Lippen drückte. „Aber Sie zittern, meine theure Josette, bin ich denn so unglücklich, Ihnen nur Furcht einzuflößen?“

Indem er so sprach, war er in den Salon eingetreten und hielt dabei die Hand der jungen Arbeiterin immer noch fest, die einen schwachen Versuch machte, sich ihm zu entziehen.

„Madame Derozy ist ausgegangen, mein Herr,“ sagte sie, „und eben wollte ich auch fortgehen.“

„Das heißt, Sie wollen mich fliehen — Ach, Josette, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich dieses glücklichen Augenblicks berauben wollen, den ich so sehnlich herbeigewünscht habe? Ich bitte Sie, verbannen Sie diese Furcht, die mich betrübt, und lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe — denn meine Gedanken weilen stets bei Ihnen und gern möchte ich alle Schätze der Welt Ihnen zu Füßen legen.“

Josette hatte in heftiger Gemüthsbewegung ihre Arbeit wieder aufgenommen, um ihre Unruhe zu verbergen. In der Hoffnung, daß Madame Derozy bald zurück-

kommen würde, faßte sie endlich Muth zu antworten:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Noël, daß mein guter Ruf mein ganzer Reichthum ist, und daß der geringste Verdacht mir ihn rauben kann.“

„Wenn dieses Unglück eintreten sollte, Josette, so schwöre ich Ihnen, daß meine Liebe stark genug wäre, Sie in den Augen der ganzen Welt zu rechtfertigen. Und für diese Liebe verlange ich von Ihnen nur ein einziges Wort: Sagen Sie mir, daß Sie mir erlauben, Sie zu lieben, es Ihnen auf meinen Knien zu wiederholen, Ihnen mein ganzes Leben zu weihen —“

Er sank zu den Füßen des jungen Mädchens nieder, welches sofort erschrocken aufsprang.

„Mein Herr, ich bitte Sie um Gottes willen!“ rief sie; „bedenken Sie, wenn Madame Derozy in diesem Augenblicke einträte — ich wäre verloren!“

„Beruhigen Sie sich, Madame Derozy wird erst in einigen Stunden wiederkommen, und ich will der Erste sein, der ihr verkündet, daß ich Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe.“

„In einigen Stunden!“ rief Josette, „wer hat Ihnen das gesagt? Also hat man mir eine Schlinge gelegt? O mein Gott, hilf mir! rette mich!“

Sie that einige Schritte nach der Thür, Noël aber,

der wieder aufgesprungen war, stellte sich vor sie und versuchte, sie in seine Arme zu schließen.

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich!“ rief sie mit vor Angst halb erstickter Stimme.

Es gelang ihr, sich loszuwinden, aber Noël faßte sie abermals und zerrte sie nach dem Nebengemach, als heftig in die Klingel gerissen ward.

„Ha!“ rief das arme Mädchen wie vernichtet, „ich bin verloren!“

Die Klingel läutete wieder und zwar heftiger als das erste Mal. Noël blieb stehen, die halb ohnmächtige Josette noch in seinen Armen haltend.

„Aufgemacht!“ rief eine wüthende Stimme von außen, „aufgemacht! oder ich schlage die Thüre ein!“

Sofort donnerten auch furchtbare Schläge an die wankende Thür. Noël erschrak nun, ließ die junge Arbeiterin, welche auf einen Sessel sank, los, lief nach der Thür, öffnete dieselbe rasch, und wollte die Person, die vor ihm stand, beiseite stoßen, um schnell die Treppe zu gewinnen.

Diese Person aber war Bidois, Bidois, der den letzten Ruf Josettens gehört hatte, und „eine Armee in seiner Faust fühlte“. Mit seinen riesenstarken Armen, deren Kräfte durch die Wuth noch vervierfacht wurden,

packte er den jungen Stutzer und trug ihn rasch an ein Fenster des Salons.

„So ist es in Ordnung,“ sagte er, indem er Noël an die Wand stieß; „es ist ganz natürlich, daß aus dem Sohne eines Diebes und Fälschers ein Mörder wird.“

„Elender! bedenket wohl, was Ihr redet!“ rief der junge Mann.

„Nehmt Ihr Euch selbst in Acht, daß ich es nicht nächstens vor Gericht wiederhole! Wir haben, Gott sei Dank, Beweise; der nachgemachte Schlüssel ist in unsern Händen; der Mann, der sich desselben bedient, hat alles bekannt. Fälscher, Diebe und Mörder! mit dem Assisengericht sollt Ihr Eure Rechnung abmachen.“

Noël stand, von tödtlichem Schrecken gepackt, stumm und unbeweglich vor dem Werkführer, der immer wüthender ward. In diesem Augenblicke erhob sich Josette und warf sich in Bidois' Arme.

„Vater,“ sagte sie, „verzeihe ihm und umarme mich, denn durch die Gnade Gottes habe ich nicht aufgehört, Deiner würdig zu sein.“

„O meine Josette, wie wohl thun mir Deine Worte! Komm! komm! für ehrliche Leute taugt diese Atmosphäre hier nicht.“

Er ergriff den Arm des jungen Mädchens und beide

verließen das Haus, wo der armen Arbeiterin eine so entsetzliche Gefahr gedrohet hatte.

„Armes, gutes Kind!" sagte Margarethe, indem sie ihre Pflegetochter umarmte, als sie erfuhr, welcher Gefahr sie entgangen war, „Du wirst uns nicht wieder verlassen."

Man kam dahin überein, daß Josette von nun an nur solche Arbeiten übernehmen sollte, die sie zu Hause machen könnte, und schon den nächstfolgenden Tag erhielt Charles Gueron die längst gewünschte Erlaubniß, den Abend bei seiner Tante und dem jungen Mädchen zubringen zu dürfen, die er niemals aufgehört hatte, zu lieben.

Der rechtschaffene junge Mann fühlte bald wieder die Hoffnung in seinem Herzen erwachen. Josette, die sich kurze Zeit durch einen ihrer unwürdigen Mann hatte verblenden lassen, war zu rein, als daß dieser Mann ihr nicht hinfort hätte Abscheu einflößen sollen, und in demselben Maße, wie sie die bestandene Gefahr immer lebhafter einsah, öffnete sich ihr Herz den süßen Freuden einer reinen und getheilten Liebe.

Mehrere Tage setzte sich Charles nur zitternd neben sie. Bald aber war die Reihe des Erröthens und des Zitterns an ihr. Wenn Charles nur um eine Viertelstunde länger als gewöhnlich ausblieb, hafteten Josettens

Blicke während dieser Zeit unausgesetzt auf der bescheidenen Kukukuhr, und wenn er da war, so schien ihr die Zeit noch einmal so rasch zu verfliegen.

Endlich sagte Margarethe eines Tages zu ihr:

„Nicht wahr, unser Charles ist ein edles und würdiges Herz?"

Das junge Mädchen verbarg ihr Antlitz an der Brust ihrer Pflegemutter und antwortete:

„Mutter, ich liebe ihn!"

Das war ein großer Freudentag in der Familie! Charles ward darüber fast närrisch, aber, was man auch sagen möge, die Freude tödtet nicht, und an seinem Hochzeitstage war der junge Mann vollkommen wieder bei Verstande.

Lambert war mittlerweile, nachdem er muthig gegen die verderbliche Concurrenz gekämpft, welche ihn zu zermalmen drohte, doch auf dem Punkte, zu erliegen, nicht als ob sein Concurrent bessere Geschäfte gemacht hätte, sondern weil er aus seiner eigenen Kasse das Geld schöpfte, welches der ehrliche Industrielle von seinen Banquiers nur gegen ungeheure Zinsen unter den Namen Commissionsgebühren, Agio u. s. w. erhielt.

„Vater," sagte er eines Tages zu dem alten Bildhauer, „Deine Selbstverleugnung hat nur dazu gedient, meine Leiden zu verdoppeln. Ich muß unterliegen!"

„Zum Teufel!“ rief Claude, „Leute, die man verschlingen will, müssen sich in die Quere legen.“

„Vater, Du weißt nicht die ganze Wahrheit; morgen sind meine Wechsel fällig und —“

„Und es fehlen Dir noch sechs- bis siebentausend Francs, nicht wahr?“

„Allerdings beträgt die Summe so viel — aber woher weißt Du?“

„Mein Gott, wenn man auch alt ist, so hat man deswegen doch immer noch Augen und Ohren. Deshalb und aus Vorsicht habe ich meine Maßregeln getroffen und achttausend Francs mitgebracht, welche der Graf von Beauregard mir heute Morgen als die Hälfte meines Arbeitslohns auszahlte.“

„Nein, Vater, nein, ich werde Dich nicht Deiner letzten Hülfsmittel berauben! Mein Ruin würde dadurch nur verzögert werden —“

„Das ist meine Sache, Lambert; morgen wirst Du Deiner Unterschrift Genüge leisten; dies sei für Dich hinreichend.“

„Ihr wollt es also, Vater?“

„Ich will es. Hier ist die Summe.“

Lambert nahm die Banknoten, welche der Alte ihm hinhielt, mit einer Empfindung im Herzen, die sich nicht beschreiben läßt. Es war ihm, als raubte er auf diese

Weise dem vortrefflichen Manne die Sonne, welche seine letzten Lebensjahre erwärmen und erhellen sollte. Claude legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Beruhige Dich, mein Sohn; wie schlecht oder unvollkommen auch unsere Sitten und Gesetze sein mögen, so bleiben doch in unserm schönen Frankreich Diebstähle, die man mit Hülfe Anderer und unter Anwendung von Nachschlüsseln verübt, nicht ungestraft; doch davon werden wir später sprechen; der Instructionsrichter Herr Delure erwartet mich; adieu."

Claude Poirier hatte Herrn Delure in der That das schriftliche Geständniß Viou's mitgetheilt. Auf die Bitte des alten Bildhauers hatte Herr Delure nicht officiell gehandelt, sondern den Millionair Dupuis blos privatim in sein Kabinet rufen lassen, wo er sich aber gegen den unverschämten Kapitalisten nicht weniger streng zeigte.

„Mit einem Worte," sagte er nach einer langen Conferenz, die große Aehnlichkeit mit einem Verhör hatte, „Sie können den Diebstahl nicht leugnen, eben so wenig als die erschwerenden Umstände hinsichtlich des Nachschlüssels und der Urheberschaft des Verbrechens. Ich könnte und sollte vielleicht sofort einen Verhaftsbefehl gegen Sie ausfertigen und eine Untersuchung über

den Ursprung des Vermögens anstellen, von welchem Sie einen solchen Gebrauch machen.“

„Mein Herr,“ sagte Dupuis zitternd, „meine Handlungsweise ist vielleicht unüberlegt gewesen, der Schaden aber, den ich angerichtet, läßt sich wieder gut machen, was vielleicht nicht der Fall wäre, wenn man mich der Freiheit beraubte. Ich werde Alles thun, was Sie von mir verlangen, wenn Sie mir die Freiheit lassen.“

„Man mäkelt nicht mit der Gerechtigkeit, mein Herr,“ entgegnete Herr Delure in strengem Tone; „man stellt ihr keine Bedingungen. Ich kann Ihnen jetzt noch die Freiheit lassen, weil das Verbrechen, dessen Sie sich schuldig gemacht, dem Gericht noch nicht amtlich angezeigt ist. Das, was ich weiß, ist nur das Ergebniß einer vertraulichen Mittheilung, die mir in meiner Eigenschaft als Privatmann, aber nicht als Magistratsperson gemacht worden. Wenn aber diese Anzeige noch nicht erstattet ist, so kann sie es doch werden und sie wird es ganz gewiß, wenn Sie auf dem verabscheuungswürdigen Wege, den Sie betreten haben, weiter wandeln. Ich will weiter nichts sagen, vergessen Sie aber nicht, daß von diesem Augenblick an die Justiz Sie scharf im Auge behalten und bei dem geringsten Vergehen in Bezug auf die

Vergangenheit zur umfassendsten Rechenschaft ziehen wird.“

Dupuis entfernte sich von der fürchterlichsten Unruhe gemartert, denn seine Vergangenheit war durchaus nicht rein gewesen und er fühlte, wie sehr seine Freiheit, sogar sein Leben von Lambert's Nachsicht abhingen. Als er nach Hause kam, fühlte er sich von einem hitzigen Fieber geschüttelt; er schloß sich in sein Kabinet ein und verbrachte hier die Nacht mit der Durchsicht und Vernichtung einer Menge Papiere.

Dadurch ward seine Aufregung noch gesteigert; als der Tag grauete, stand sein Hirn gleichsam in Flammen; er glaubte, jeden Augenblick die Säbel der Gendarmen auf dem Pflaster des Hofes klirren zu hören, sein Verstand verwirrte sich und im wilden Paroxismus der entsetzlichsten Angst ergriff er eine der Pistolen, die er fortwährend geladen in seinem Pult liegen hatte, und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

Am Tage nach diesem Ergebnisse ward die Fabrik Dupuis' geschlossen, um sich nie wieder zu öffnen. Nun wieder im alleinigen Besitz seiner Erfindungen, sah Lambert endlich das Glück ihm lächeln und Louise, die glückliche Tochter, glückliche Gattin und glückliche Mutter, konnte, ohne sich vor der Zukunft zu ängsten, ihrem

Gatten, ihrem Kinde und ihrem alten Vater die zärtlichste Sorgfalt widmen.

Auch Josette war glücklich. Angebetet von ihrem Gatten, den sie innig liebte, ward sie bald Mutter. Ihr Glück ward durch die Mutterliebe, dieses göttliche Gefühl, dessen Wonne nur edle Herzen zu empfinden verstehen, noch erhöht und obschon sie einfache Arbeiterin geblieben, dankte sie doch, weit entfernt, sich über ihre bescheidene Stellung zu beklagen, Gott mit Inbrunst für die Güter, mit welchen er sie gesegnet.

Ganz anders stand es mit der Häuslichkeit des jungen Noël Dupuis, der kurze Zeit nach dem Tod seines Vaters, dessen ungeheures Vermögen er geerbt, sich ebenfalls verheirathet hatte. Seine Gattin hatte ihm einen Sohn geschenkt; er lebte umgeben von dem blendendsten Luxus, aber eben so wie sein Vater von fortwährender Unruhe gepeinigt, verbrachte er seine Nächte schlaflos und seine Tage ohne Freude. Bald stürzte er sich, um sich zu betäuben, in alle Arten Ausschweifungen, welche seine Gattin duldete, um die ihren zu verbergen, bis zu dem Augenblick, wo ein zwischen den beiden Gatten ausgebrochener scandalöser Proceß sie auf immer aus den Gesellschaftskreisen rechtschaffener und moralischer Menschen verbannte.

„Aber trotzdem,“ sagte Bidois, als er sich wieder

einmal im Beisein der übrigen Arbeiter in der gewohnten Weise mit Herrn Poirier unterhielt, „trotzdem ist das Geld doch die größte Macht der Welt.“

„Ohne Zweifel,“ antwortete der alte Bildhauer. „Seine Macht ist so groß, daß sie aus einem Troßbuben einen König machen kann, aber dies dient nur zur Bestätigung der Wahrheit, daß die Könige nicht die glücklichsten Menschen ihres Königreichs sind und die Erfahrungen, die wir seit dem Beginn unserer Unterhaltungen gemeinschaftlich in Bezug auf die Macht des Geldes, das heißt auf seinen beglückenden sowohl, als auf seinen verderblichen Einfluß, gemacht haben, können zugleich die Stelle der vierten Geschichte vertreten, die ich Euch über das Walten dieses Königs der Welt in unserer gegenwärtigen Zeit zu erzählen versprach.

„Der Kreis unserer Erzählungen ist sonach geschlossen, und ich kann nur noch den Wunsch hinzufügen, daß die durch sie vorgeführten Lehren und Wahrheiten für Keinen von uns verloren sein mögen!“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Dritte Abtheilung:

Thiers' Werke.

1. Serie: Geschichte der französischen Revolution.

20 Bände in 15 Lieferungen à 4 Ngr.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke.

---

1. Bd. **Kandid oder die beste Welt.** 1 Band in 2 Lieferungen.
2. Bd. **Zadig oder das Geschick.** 1 Band in 2 Lieferungen.
3. Bd. **Der Hurone. Der Weiße und der Schwarze. Jeannot und Colin. Geschichte eines guten Braminen.** 1 Band in 1 Lieferung.
4. Bd. **Die Prinzessin von Babylon. Amabed's Briefe. Die Ohren des Grafen Chesterfield und der Kapellan Goodman.** 1 Band in 2 Lieferungen.
5. Bd. **Kleine Schriften** haus- und staatswirthschaftlichen Inhalts. 1 Band in 2 Lieferungen.

5 Bände in 9 Lieferungen à 4 Sgr.

Englische Classiker.

Gibbon's

Geschichte des römischen Weltreiches.

12 Bände in 42 Lieferungen à 4 Ngr.

Souvestre, Émile,

Der König der Welt oder das Geld und seine Macht Ein Roman der Vergangenheit und Gegenwart von E. Souvestre. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 4

Leipzig 1855